

Hans-Albert Walter

■ »...wo ich im Elend bin«
oder

■ »Gib dem Herrn die Hand, er ist ein Flüchtling«

Ein Essay ■

Büchergilde Gutenberg

Hans-Albert Walter

»... wo ich im Elend bin«

oder

»Gib dem Herrn die Hand, er ist ein Flüchtling«

Ein Essay

Büchergilde Gutenberg

Dem Andenken des Parlamentarischen Rates, der, als die Erinnerung an die politische Verfolgung von Deutschen noch frisch war, politisch verfolgten Ausländern das Recht auf Asyl zugesichert und in den Katalog der Grundrechte des am 28. Mai 1949 verkündeten Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland aufgenommen hat.

»Wann aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit, Und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, gleich als ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet; Und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken.

Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt.

Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget.

Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir kommen.

Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen, und haben dich gespeiset? oder durstig, und haben dich getränkt? Wann haben wir dich einen Gast gesehen, und beherberget? oder nackt, und haben dich bekleidet?

Wann haben wir dich krank oder gefangen gesehen, und sind zu dir kommen?

Und der König wird antworten und sagen zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.«

Matthäus, 25, 31-40

Geheimnisvoll klingt das Wort und sehr pathetisch, mit dem der Dichter wiedergegeben hat, was in unseren Augen ganz banal ist und bar jeden Geheimnisses. Einer hat seine Stadt verlassen, ist weggewandert anderswohin. Mehr ist nicht geschehen. Der Mann hat sich darüber aber nicht zu fassen gewußt. Obwohl er hoffen durfte, neue Städte kennenzulernen, andere Gegenden, womöglich fremde Länder, hat er geklagt, daß er »im Elend« sei. Schwer begreiflich für den, der als Elend den unentrinnbaren Gang seines immergleichen Alltags anzusehen gewohnt ist, und sei der noch so bequem gepolstert mit Freiheit, Freizeit und Geld. Ihm ist die Fremde nicht Qual. Heilung verspricht er sich von ihr, und sein Zauberwort heißt reisen, möglichst oft und möglichst weit weg. Ihm gilt als elend, wer daheimbleiben muß – welch armer Teufel, der sich nichts leisten kann.

Die Klage von *Innsbruck, ich muß dich lassen* ist allerdings schon sehr alt. Sie stammt aus einer Zeit, als das Wort »Elend« einen anderen, inzwischen lange vergessenen Sinn hatte. Den ursprünglichen aus noch viel früheren Zeiten. Das althochdeutsche »elilenti«, von dem es herkommt, war nicht so verschliffen und vieldeutig wie unser heutiger Begriff. Eigneten dem Wort auch eine konkret faßbare Haupt- und eine aus ihr abgeleitete Nebenbedeutung, so meinten beide doch ein und dasselbe. »Elilenti« hieß zugleich »Verbannung« und »anderes Land« – weil man sich damals nämlich gar nicht hat vorstellen können, daß einer seine Heimat freiwillig verließ. Und da dies so ganz außerhalb allen Den-

kens, allen Wollens und Tuns lag, da es Gefahr für Leib und Leben bedeutete, dieses Verbanntwerden in ein anderes Land, wurde »elilenti« auch zum Synonym für »Not« und »Trübsal«: Was sonst als Not und Trübsal warteten auf den, der die Heimat verließ? Und also beklagt der von Innsbruck Scheidende, daß er gezwungen sei, »mein Straßen in fremde Land dahin« zu fahren: »Mein Freud ist mir genommen / Die ich nit weiß bekommen / Wo ich im Elend bin.«

Verständlicher ist die Verszeile nun zwar geworden, nichtsdestoweniger noch genau so schwer nachzuvollziehen für den, den die Fremde nie geschreckt hat; der zeitlebens das Glück der Seßhaftigkeit genoß, meist nicht einmal ahnend, daß es ein Glück sei, und welch ein großes. Könnte es gleichwohl wissen. Liest täglich davon in der Zeitung und sieht schaurige Bilder im Fernsehen. Längst schon ist das Elend der politischen Verbannung auf Zeit oder der politisch erzwungenen Auswanderung auf Dauer dem Schwarzen Tod zu vergleichen, der Menschheitsgeißel des Mittelalters, längst schon ist es genau so unberechenbar und grauenvoll wie seinerzeit jene. Verblindet, wer sich für sicher hält, nur weil dieses Geschick im Augenblick andere trifft. Die Flüchtlingsströme der Gegenwart, die immer neuen Wellen von Vertreibung und Verbannung sind kaum noch zu zählen. Gut möglich, daß man unser Jahrhundert einmal das der Flüchtlinge nennen wird.

Derzeit rückt auf uns zu, was vor fast einem Menschenalter von uns aus die Grenzen anderer Länder zu überwinden, die Küsten fremder Kontinente zu errei-

chen suchte: menschliches Strandgut. Kein unpassender Vergleich, und schon gar kein ungehöriger. Wie der afrikanische, der nah- und fernöstliche, der ost- und südosteuropäische Flüchtling heute, ist der aus Hitlerdeutschland »im Elend« gewesen. Spricht man von den einen mit Achtung und Trauer, so kann man von den anderen schlechterdings nicht mit Abscheu reden. Erst recht wird dies nicht fertigbringen, wer nur ein wenig von ihrem so ähnlichen Schicksal weiß, davon, wie sie es durchlitten und ertragen, wieviel Kraft sie gebraucht haben, es zu meistern.

Obwohl Exilerfahrung vor allem Leiderfahrung ist, anfangs wird der Exilierte dieses Faktum kaum wahrnehmen. Je größer die Unterdrückung, je gefährvoller das Leben in der Heimat war, desto freundlicher wird ihm das Land erscheinen, in das er geflohen oder ausgewandert ist. Hier kann er endlich wieder sagen, was er denkt. Niemand schreibt ihm die Gesinnung vor, niemand die Zeitung, die er lesen, den Gruß, den er anbieten muß. Der Nachbar ist bloß Nachbar, nicht auch potentieller Spitzel, und das scheue Sichern, das man in den dreißiger Jahren den »deutschen Blick« nannte, war zum Überleben nicht mehr notwendig, auch wenn man es vielleicht so schnell nicht loswurde.

Exil ist das Synonym für wiedergewonnene Freiheit, und es ist der Stolz des Exilierten, daß er die Sklavensprache nicht sprechen, daß er nicht einmal ihre Chiffren kennen muß. Von der Diktatur daheim und vom Diktator spricht er im Klartext und bedient sich nicht selten einer getragenen Sprache. Seine Feinde nennt er

offen beim Namen und prangert die Verbrechen an, mit denen sie das Vaterland schänden. Nur keine Zweideutigkeiten! Sein im Lande ausharrender Freund jedoch muß zum mythologischen Bilde flüchten oder in entlegene Geschichtsbereiche, will er von der ihn bedrückenden Gegenwart sprechen. Vieldeutig muß sein Wort sein, auf alles passend und auf nichts, und dennoch werden es die verstehen, die drinnen seines Sinnes sind. Der Exilierte indes wird der glatten Stirn dieses Worts mißtrauen, ohne zunächst zu bemerken, daß er die daheim nicht mehr versteht, weil er die Sklavensprache nicht beherrscht; daß ihre Botschaften ihn nicht mehr erreichen, nicht ihre Nöte und Flüche, nicht ihre Wünsche und Träume. Dieser Graben trennt ihn von der Heimat, und er wird um so tiefer werden, je länger das Exil währt.

Den Mann oder die Frau, die gerade glücklich entkommen, schreckt das freilich noch lange nicht. Statt dessen werden sie anderes desto früher bemerken, je mehr sie zuvor an des Lebens Sonnenseite zu Hause waren. Kaum ein Zufall also, daß in der deutschen Emigration, von der ich hauptsächlich spreche, Thomas Mann es war, der als erster davon Notiz nahm. Nur etwa ein halbes Jahr war seit jener Abreise aus München vergangen, die sich bald als ein Entkommen demaskieren sollte, da schrieb er schon ins Tagebuch: »Ich vertrage sehr schlecht die Unsicherheit der Zukunft, das improvisierte Leben und das Fehlen fester Grundlagen, die wenigstens subjektiv, für immer, bis zum Tode gelten. Eben dies habe ich verloren, und es ist gewiß kein Wunder,

daß Ersatz nicht im Handumdrehen zu schaffen ist. « Ersatz? Welch eitle Erwartung. »Im Leben eines Flüchtlings ist das einzig Dauernde, daß alles provisorisch ist. « Das eher beiläufige Wort aus den Erinnerungen des Sozialarbeiters Henry Jacoby ist ein Fazit aus zehn Jahren Exil. So gleichmütig hat es freilich nur ziehen können, wer mit des Lebens Wechselfällen schon vorher auf vertrautem Fuß gestanden hatte.

Solch ein von Grund auf verändertes Lebensgefühl ist Exilierten und Emigranten aller sozialen Schichten und jeder politischen Couleur rasch beigebracht worden, rasch und gnadenlos. Ein Schock nach dem Freiheitsrausch ihrer ersten Tage und Wochen, und noch jede Fluchtbewegung seit dem Ersten Weltkrieg ist derart auf das Terrain zurückgeholt worden, welches in Politikermund »der Boden der Tatsachen« heißt. Früher war man im Ausland so gern gesehen gewesen und wohlgekommen, wie zahlende Gäste es allerorten sind. Kaum einer, der sich klargemacht hätte, was die plötzliche Verwandlung aus einem Reisenden in einen Zuflucht-suchenden konkret bedeutete. Kein umworbener Gast mehr, sondern auf unbestimmt lange Zeit ein fremder Bittsteller, ein fremdartiger außerdem, mit anderer Sprache, anderer kultureller Prägung und anderen Lebensgewohnheiten (ich komme auf den Makel des Andersartigen noch zurück) und somit ein sozialer Fremdkörper im Zufluchtsland. Für die vox populi stand fest, daß dieser lästige Ausländer den Einheimischen das Brot wegfraß und die Arbeitsplätze stahl, und für die Behörden stand womöglich noch Schlimmeres fest: daß

dieser Mensch sich Ordnung und Gesetzen seines Heimatlandes nicht gefügt hatte. Dadurch wurde er selbst dort suspekt, wo man die Diktatur ablehnte, deren Opfer er war; so suspekt, daß frühere Verdienste nicht mehr zählten.

Tucholsky etwa, wie hatte er Frankreich gepriesen, seine Menschen gerühmt und seine Lebensart, seine Landschaften und seine Weine. ›Wenn ihr nur ein bißchen wie die Franzosen wäret, um wieviel besser ließe sich mit euch leben‹: jahrelang hatte er den Deutschen das gepredigt, der inoffizielle Botschafter Frankreichs in der deutschen Presse, für den Paris schon in den Tagen Weimars ein Zufluchtsort gewesen war vor deutschen Bitternissen. Und so wird doch der von den Nazis Ausgebürgerte, der mit einem Staatenlosenpaß von Schweden anreist, in Frankreich mit Ehrungen empfangen! So werden sich doch wohl alle Türen auftun für den auch ob seiner Liebe zu Frankreich aus der Heimat Verjagten! Danebengeraten. Jedermann braucht ein Visum, und einem Staatenlosen, sei er, wer er wolle, gibt es der Konsul erst nach ausdrücklicher Genehmigung des Außenministeriums in Paris. Um kein Haar besser bei Heinrich Mann, dem anderen großen Frankophilen in Deutschland. Als sein eigentliches Vaterland hat er la douce France stets empfunden, und so ist er 1933 auch in diese idealere Heimat geflohen. Dort schrieb er *Die Jugend des Königs Henri Quatre*, und als das Buch erschienen war, meinte Thomas Mann, für diese Verherrlichung seiner Geschichte werde, nein, müsse das Gastland sich mit der Rosette der Ehrenlegion revanchieren.

Heinrich Mann wußte besser Bescheid. Wie Tucholsky staatenlos, hatte er sich schon längst darum bemüht, Franzose zu werden. Vergebens. Warum also ein Orden für ein einziges Buch, wo das gesamte ›Vorleben‹ nicht mal für einen Paß gut genug gewesen war? So ist die Antwort auf die brüderliche Bemerkung ein wenig bitter ausgefallen: »Wer in seinem eigenen Lande der Macht verdächtig ist, wird es jeder Macht.«

Exilierte und Emigranten waren deklassiert, wie berühmt sie auch sein mochten. Aus ihrer Nation gestoßen, waren sie über Nacht zu Menschen minderen Wertes geworden. Das Asyl war kaum je ein Recht, auf das sie Anspruch hatten, es war eine Gnade, die ihnen gewährt wurde, meist eine knapp befristete und allemal eine jederzeit zu widerrufende. Sie waren aus einem Status herausgefallen, den sie für selbstverständlich gehalten hatten. Um so dramatischer hatte der Sturz sich vollzogen, je höher ihr Rang gewesen war, je größer ihr Ansehen. Als Minister gestern noch nahezu unumschränkter Herr über ein Heer von Beamten, doch heute nicht mehr vorgelassen bei dem ausländischen Amtskollegen, mit dem man am Konferenztisch gesessen und den man beim Bankett mit »Mein verehrter Freund« angeredet hatte. Höchstens, daß der der Ausländerpolizei einen Wink gab, es bei dem Gestürzten mit Papieren nicht so genau zu nehmen. Mag sein aber auch, daß der verehrte Freund sich mit derlei Kleinkram nicht abgab; daß er ihn unteren Instanzen überließ, Subalternen, die einen Stempel geben, die ihn aber auch verweigern konnten nach eigenem Ermessen. Der Extremfall macht

die Demütigung nur besonders plastisch, die jedem Exilierten und Emigranten bevorstand. Immer aufs neue bestätigt, was Brecht in den satirischen Satz gefaßt hat, der edelste Teil eines Menschen sei sein Paß, und diese Erfahrung hatte prägende Kraft auf Lebenszeit.

Ludwig Marcuse griff regelmäßig ins Jackett, bevor er aus dem Haus ging, und er zögerte nicht mit der Erklärung, als er beim zweiten oder dritten Mal meinen fragenden Blick bemerkte. Der Paß. Er verlasse die Wohnung nie ohne Paß. Dabei gingen wir nur spazieren oder ins Restaurant, wo er Stammgast war. So geschehen am Tegernsee, Mitte der sechziger Jahre. Die Zeit der Staatenlosigkeit war für Ludwig Marcuse schon seit zwei Jahrzehnten vorbei. Ihm konnte nichts geschehen, er hatte den sozusagen besten Paß der Welt, den amerikanischen.

Nicht minder eindrucksvoll das Erlebnis mit jenem anderen Exilierten in England, einem damals Dreiundsechzigjährigen. 1933 war er als Kind mit seinen Eltern nach Palästina geflohen, mit gültigen deutschen Reisepapieren, und als die Familie 1936 ausgebürgert wurde, hatte das keinerlei praktische Bedeutung; kaum ein halbes Jahr danach erhielt sie, was ich, der Kürze halber, die palästinensische Staatsangehörigkeit nennen will. Gleich nach dem Krieg war mein Bekannter dann zum Studium in die Schweiz gegangen, hatte sich dort niedergelassen und war schon seit vielen, vielen Jahren Bürger der Eidgenossenschaft, als ich ihn in Cambridge bei einem Symposium traf. Das feierliche Abschlußessen war vorbei, und wir wollten vor der Abreise noch

eine Runde um den wunderbar gepflegten Rasen des Colleges drehen, als mein Bekannter bemerkte, daß er Paß und Brieftasche verloren hatte. Beim Bücken mußten sie ihm aus dem Anzug gefallen sein, meinte er. Er sagte aber nicht Anzug oder Jacke, sondern wie ein rechter Berner, der er nicht war, aus der Kutte. »Us dr Chutte keijet.« Obwohl sprachlich weitestgehend assimiliert – nicht nur Sprachmelodie und Betonungen waren richtig, fast waren es auch die Kehllaute –, überdies mit Auftreten und Habitus an einen bedächtigen Eidgenossen gemahnend, offenbarte die Reaktion auf den Verlust des Passes die wahre Identität des Mannes.

Nicht nötig, alle Stadien seiner vergeblichen Suche nachzuzeichnen. Es genügt, wenn ich den Kontrast erwähne zwischen seiner durch kein beruhigendes Zureden zu dämpfenden Panik und dem Gleichmut des College-Personals. So hilfsbereit diese Pförtner und Aufseher waren, so eifrig sie die Räume und Wege absuchten, wo »es« hätte passiert sein können, es war ganz offenkundig, daß sie nicht begriffen, warum der Mann sich so aufregte. Sie waren aber auch nie »im Elend« gewesen, hatten nie erfahren, was ihm von Kindsbeinen an Pein bereitet hatte, obwohl er selbst, genaugenommen, nie ohne Paß gewesen war. Eine Katastrophe, dieser Verlust. Die Fahrt nach London eine mehr als gewagte Sache. Samstagnachmittag war es zu allem Unglück auch noch, das Konsulat geschlossen, weit und breit kein amtlicher Helfer erreichbar. Und das Hotel, würde es ihn überhaupt aufnehmen, ohne Papiere?

»Einmal Emigrant – immer Emigrant!« Dies bittere

Wort aus einer Autobiographie drückt die Erfahrung der Schicksalsgemeinschaft aus, zu der der Dreiundsechzigjährige gehörte. In Fleisch und Blut übergegangen, daß Seinesgleichen Objekt amtlicher Willkür gewesen war, tausend Geboten unterworfen und tausend Verboten, mit Fragebogen und Verhören geplagt, von Kontrollen heimgesucht, von Meldefristen und Terminen gehetzt. Ehe man sich's versah, war man illegal, wurde man ausgewiesen, heimlich an die Grenze gestellt oder offiziell abgeschoben, wurde mitunter auch ins Herkunftsland ausgeliefert, wo einen Zuchthaus und Lager erwarteten, wenn nicht Folter und Tod. Natürlich war das nicht immer und überall zu befürchten. Aber genügte es nicht, zu wissen, daß Flüchtlinge mit der Begründung interniert wurden, sie störten das Landschaftsbild des Gastlandes? Nein, die Fremde war feindlich, auch wenn sie einem anfangs das Leben gerettet hatte.

Muß ich wirklich die Bemerkung einschalten, bei den letzten Sätzen sei das Imperfekt unangebracht gewesen? Wovon sie handeln, ist Gegenwart in der ganzen Welt. In den letzten Jahren zunehmend härter auch bei uns, der deutschen Verfolgervergangenheit ungeachtet und des Grundgesetzes spottend. Mit Artikel 16, Absatz 2, der die Auslieferung von Deutschen ebenso untersagt, wie er politisch verfolgten Ausländern das Asylrecht zusichert, mit diesen in den Katalog der Grundrechte aufgenommenen Sätzen hatte der Parlamentarische Rat aus eben jener einschlägigen deutschen

Vergangenheit die Lehre gezogen. Auch den Schlußstrich unter sie, ganz unmißverständlich den Schlußstrich. Das ist der erklärte Wille der vielberufenen Väter und Mütter des Grundgesetzes gewesen – daß indessen die Enkel es noch besser ausföchten, auf diese Idee wird in unsern Tagen so leicht niemand kommen. Ein Rest von Scham nur, ein winziger Rest, steht derzeit noch der Änderung von 16,2 im Wege, wobei jedermann weiß und kaum wer es ausspricht, daß die Änderung faktisch auf eine Abschaffung hinausliefe.

Doch weil die Schamschwelle bei einigen – für wie lange? – noch zu hoch ist, als daß das verfassungsändernde Quorum erreicht werden könnte, beackert man eifrig den dürstenden Boden der Volksmeinung (und auf diesem Umweg die Psyche der Widerspenstigen): Dem Rechtsradikalismus den Wind aus den Segeln zu nehmen, müsse man Vorsorge treffen. Welch treuherzige Hausväterrede! Als habe man das üble Gewächs nicht selber großziehen helfen mit allerlei Sonntagsreden und –interviews in den vergangenen Jahren, als habe man es nicht gehegt und gepflegt mit Statistiken und Hochrechnungen. Und wie sonder-, ja, wunderbar: die Zahl der Zufluchtsuchenden, der bereits eingetroffenen und der angeblich noch zu erwartenden, kletterte just zu Wahlkampfzeiten in schwindelnde Höhen, um der Vergessenheit anheimzufallen, wenn die Papiertiger – auch mit der Maulorgel dieser Zahlen – ihren Titanenkampf ausgefochten hatten.

Daß allzu geneigte Zuhörer die Maulorgeln zu Handwaffen umschmiedeten, sozusagen die Pflugscharen zu

Schwertern, ist nichts zum Verwundern. »Wer Wind sät, wird Sturm ernten«, sagt ein im christlichen Deutschland wenig bekanntes Buch. Ist prompt eingetroffen. Tote unter denen, die bei uns Zuflucht gesucht haben, schwer Verletzte, lebenslang Gezeichnete. Und noch ein zweites Echo ist auf die Statistiken und unheil-schwangeren Prognosen gekommen, die Antwort derer, die alles das falsch, vielleicht aber auch richtig verstanden hatten – steil ansteigende Wählerkurven rechtsaußen!

Da beginnen selbst die mit der vorerst noch höheren Schamschwelle ›vernünftig‹ zu werden (das jedenfalls können kluge Köpfe bei ihren erfreuten Leitartiklern lesen). Für eine Grundgesetzänderung reicht es zwar immer noch nicht, doch wird das einen Findigen nun wirklich nicht erschüttern. Viel einfacher die Unterminierung und Aushöhlung eines Rechts als seine Abschaffung. Die zuständigen bürokratischen Organe haben da ja auch längst vorgearbeitet. ›Verfahrensabkürzung‹ heißt die Parole, und zum Teufel soll sich scheeren, wer um diese Rechtsverkürzung sich schert, bei der Einspruchs- und Berufungsmöglichkeiten entfallen. Wozu hatte seinerzeit der rassistische Congressman geraten, um deutsche Juden von den USA fernzuhalten? »Sperrt das Tor zu und werft den Schlüssel fort!« Wie vergleichsweise sympathisch, diese Offenheit. Da wußte man doch gleich, woran man war . . .

Hierzulande liebt man den Schatten verdeckter Wege und verschmäht euphemistische Worte nicht einmal dann, wenn ihnen ein leiser Ruch von Mord anhaftet.

Von »Wirtschaftsemigranten« ist in letzter Zeit des öfteren die Rede gewesen und davon, daß diese Böcke von den armen, braven Schäflein der wirklich Asylberechtigten gesondert werden müßten. Hat man es verdrängt? Nie wahrgenommen? Bloß »Wirtschaftsemigranten«, ergo nicht asylberechtigt! gellte es deutschen Juden aus Antisemitenmund in aller Welt entgegen.

Ein verlogenes Wort, damals wie heute, als gehe es um Spekulanten, um Kapital- und Steuerflüchtige, dunkle Geschäftemacher. Residieren sie vielleicht im Fünfsternehotel, die angeblichen Wirtschaftsemigranten? (Um die echten, die dort tatsächlich Quartier beziehen, kümmert sich kein Beamtenhirn.) Nein, arme Teufel sind es, Menschen, die »ins Elend« ziehen, um dem Tod zu entgehen, dem durch Hunger, Seuchen oder Bürgerkriegskugeln. Aus bundesrepublikanischer Sicht sind sie aber nicht asylwürdig, als wüßten inzwischen nicht schon Kinder über den politischen Wurzelgrund solcher existentieller Katastrophen genauestens Bescheid. Und dabei ist Deutschland noch immer ein sehr sattes und sehr reiches Land, die neuen Bundesländer eingeschlossen; man möge sich die ausgemergelten Gestalten der Dritten Welt vergegenwärtigen, bevor man ›drüben‹ aufschreit wegen dieses Satzes, die Hungerbäuche und rachitischen Kinderbeinchen. Ein sattes Land, die gesamte Bundesrepublik, der reichsten eines auf der Welt – was freilich leicht vergißt, wer ihren Umgang mit denen beobachtet, die »im Elend« sind, mit den Schutzflehenden anderer Sprache, Hautfarbe und Kontinente.

Indes gibt das Verhältnis zu Ausländern mehr noch als das zu einheimischen Minderheiten Aufschluß über den tatsächlichen politischen und sozialen Zustand eines Landes und seiner Bürger. Untersuchungen zum Asylverhalten der unterschiedlichsten Staaten beweisen zudem, daß die Behandlung von Flüchtlingen ein untrüglicher Indikator der gesellschaftlichen Druckverhältnisse ist. Nirgendwo sonst ist so präzise zu erfahren, wie es mit der Fähigkeit und Bereitschaft bestellt ist, Konflikte human und rational zu lösen und was es auf sich hat mit dem Kulturniveau der Menschen, mit ihrer politischen Reife. Von uns ist in Wahrheit die Rede, wenn bei uns von Asyl und Asylanten so gesprochen wird, wie davon an Stammtischen und auf Parlamentstribünen vielfach gesprochen wird. Von uns, die wir Schaschlik und Pizza nicht mehr missen, die wir das Fremde und Andersgertete aber nur zu gern verjagen möchten, wenn es uns statt auf der Speisekarte in Gestalt von Straßen entgegentritt, von Stadtvierteln, in denen kaum noch ein deutsches Wort gesprochen wird, in denen wir zu Fremden geworden sind, mitten in unserem Land. Die Art, mit Fremden umzugehen, sagt nicht unbedingt etwas über die jeweilige Minorität. Allemal gibt sie jedoch Auskunft über die Majorität, und wenn Ausländerfeindlichkeit zur Maxime der Asylgewährung wird, dann hat die Majorität ihren moralischen und politischen Bankrott erklärt.

Die seelischen Triebkräfte des Fremdenhasses sind Unsicherheit und Angst. Da das Fremdartige eigene Le-

bensformen dem Zweifel aussetzt, wenn es sie nicht sogar zur Disposition stellt, löst es Aggressionen aus und mobilisiert Widerstand. Das ist eine atavistische Reaktion, die der tierischen Natur des Menschen entstammt, und die Versuchung, dieser primitiven ersten Regung nachzugeben, ist um so größer, je mehr das Fremde bedrohend an den eigenen Status und Besitz zu rühren scheint oder wirklich rührt. Nur daß dem Zufluchtsuchenden die Bewohner des Zufluchtslandes genauso bedrohlich fremd sind wie er ihnen. Noch viel bedrohlicher sogar, denn seine hergebrachte Lebensweise wird einer Belastungsprobe nicht erst ausgesetzt, sie ist bereits zerstört. Er kommt ja schon als Unterlegener, als Outcast, er gehört längst zum »Abschaum der Erde«, wir Arthur Koestler sich und seinesgleichen illusionslos klar genannt hat. Ihm aber verlangt man nach dem Verlust der materiellen Existenzbasis auch noch die Eigenschaften des Chamäleons ab. Wehe, wenn er klagt, wehe, wenn er auffällt, und sei es nur durch falsche Kleidung.

Dies schreibend, erinnere ich mich – nicht eben freudig, was meine Rolle dabei betrifft – an ein Erlebnis aus der Schulzeit. An Franziska G., genau gesagt, die irgendwann 1946 oder 1947 höchst auffällig im Klassenzimmer stand. Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, war sie in unserer Schule für geraume Zeit das einzige Flüchtlingskind meines Jahrgangs. Nicht, daß wir alle Einheimische gewesen wären. Die Kleinstadt, in der ich aufwuchs und lebe, hatte schon in den letzten Kriegsjahren kontinuierlich Zuzug von Ausgebombten aus den be-

nachbarten Großstädten bekommen, und die Amerikaner hatten gleich nach ihrem Einmarsch – nein, nicht etwa die Häuser der Nazis hatten sie für die Besatzung ihres nahegelegenen Militärflugplatzes beschlagnahmt, sondern, unterschiedslos Gerechte und Ungerechte treffend, ein ganzes großes Wohnviertel. Die auf die Straße Gesetzten wurden auf den Rest des Ortes als Zwangseinquartierung verteilt. Sie schuf auf Jahre so beengte Verhältnisse, daß für Heimatvertriebene nur noch ganz wenig Platz war.

Die ›Neuen‹, die nach jedem Luftangriff zu uns hereingetröpft waren – ich erinnere mich nicht, daß sie für uns Kinder irgend zum Stein des Anstoßes geworden wären. Vermutlich sind wir anfangs ein bißchen zurückhaltend gewesen, insbesondere haben wir einen Jungen für einen Angeber gehalten, weil er zu oft von der Pracht und Herrlichkeit seiner unterm Schutt begrabenen elektrischen Eisenbahn erzählte. Sonst aber? Nach kurzer Zeit gehörten sie dazu. Sie waren wie wir, spielten dieselben Spiele, schimpften mit denselben, von den Eltern verbotenen Worten, und außerdem taten sie's in haargenau demselben Dialekt. Kurz und gut, sie waren »hiesig«.

Und das war Franziska G., auf den ersten Blick erkennbar, nicht. Sie trug ein Trachtengewand aus einem ins Bräunliche spielenden beigen Flauschstoff, der über und über mit roten Stickereien besät war. Ihre bis ans Knie reichenden Stiefel hatten fast dieselbe Farbe wie die Kleidung und waren mit Fell gefüttert. So stand sie neben dem Lehrerpult an jenem ersten Tag, noch nie

hatten wir solche Kleider gesehen, und das Fremdartige der Erscheinung hat sich mir wohl deshalb so tief eingegraben, weil Franziska, ob Sommer oder Winter, sehr lange Zeit tagaus, tagein dasselbe anhatte. Heute weiß auch ich, was sich der Leser eben gedacht hat: das arme Ding hatte nichts anderes. Daheim war es das hoch in Ehren gehaltene Festtagskleid gewesen, und dieses Prunkstück war das einzig Präsentable, was sie noch besaß, das einzige, womit man sich »vor den Leuten sehen lassen« konnte. Der Elfjährige jedoch hat sich das nicht gesagt. Im Gegenteil hat er, wie die gesamte Klasse, als abstoßend empfunden, abstoßend weil fremd, was doch nur ein Beweis für Armut war und für »im Elend« sein.

Franziska muß bei uns ein Martyrium durchgemacht haben. Als Nichtdazugehörige weithin kenntlich, war sie in der Klasse völlig isoliert. Nicht daß wir sie verspottet hätten. Es war schlimmer. Spott und Hohn indizieren wenigstens eine Beziehung. Zwischen uns und Franziska gab es keine. In unserer erhabenen Gnadenlosigkeit haben wir geruht, die scheinbar Andersartige nicht wahrzunehmen. Ich weiß nicht mehr, wie lange sie außerhalb einer Gemeinschaft stand, der sie formell doch angehörte. Eine Freundin hat sie jedenfalls erst gefunden, als die fürs Gymnasium Bestimmten von unserer Realschule abgingen und dadurch einige Mädchen ›ihre‹ Freundinnen verloren. Ihre Isolation muß mindestens ein Jahr gedauert haben, wahrscheinlich länger. Irgendwann erlosch der Bann, irgendwann gehörte auch sie dazu. Aber doch nicht so ganz. Denn ich wüßte

nicht, daß jemand sie nach ihrem Schicksal gefragt hätte oder auch nur, woher sie gekommen war. Sie war ein Flüchtling und damit basta. Warum sie nicht von sich aus erzählt hat? Abgesehen davon, daß sie auch später ein verschlossenes Kind war (dank unserer aktiven Unterstützung, wie zu vermuten ist): hatten wir jemals Interesse für sie gezeigt? Den Deubel hatten wir getan! Die Antipathien und Aggressionen unserer Eltern und schlechterdings aller Einheimischen hatten wir reproduziert! Den Fremdenhaß, auf gut deutsch, der damals – mangels Masse – nicht irgendwelchen Ausländern galt, sondern – infolge ihres massenhaften Andrangs – unseren umgesiedelten und geflohenen Landsleuten.

Hätten diese »Rittergutsbesitzer« (dies das aus ihren Heimweherzählungen kondensierte Einheimischenschimpfwort für die Flüchtlinge) wenigstens etwas Sichtbares und mit Händen zu Greifendes mitgebracht! Indes sind Flüchtlinge in den allermeisten Fällen eben Habenichtse, und, was immer die Gruppen sonst trennt, diese Eigenschaft teilen die von und wegen Hitler nach 1945 aus ihrer Heimat vertriebenen Deutschen mit den deutschen Exilierten und Emigranten, die Hitler ab 1933 verjagte. Aus oftmals guten Verhältnissen ein Absturz ins Bodenlose, und was das für die Heimatvertriebenen bedeutete, weiß jeder ältere Leser selber. Für die Exilierten und Emigranten hat es so viel behördliche Fürsorge wie für jene freilich nicht gegeben. Nichts da von für sie beschlagnahmtem Wohnraum, nichts da von Lastenausgleich und billigen Krediten, erst recht keine Integration ins Erwerbsleben. Hier schon endet die

Parallele (und wenn sie später da und dort wieder auflebt, wird der erfahrene Leser sie selbst herstellen können). Kamen eben nicht zu Landsleuten, die sich der moralischen Hilfsverpflichtung nicht entziehen konnten, die Exilierten und Emigranten. Waren bloß Ausländer, die man ungestraft verachten und hasSEN durfte. Konkret: die Pauperisierung war nach der Rechtlosigkeit der zweite deformierende Stoß, der sie »draußen« mit voller Wucht traf. Statt einer gutbürgerlichen Wohnung ein Zimmerchen in einem Absteigehotel, ein Loch in einem Großstadtslum, wenn nicht ein Barackenlager. Ein Luxus fast, wenn man in einer Mietskaserne unterkam, selbst wenn sie ihre Tücken hatte – die von Exilierten in Prag bewohnte war seit alters als »die Wanzenburg« bekannt. Ein Leben von der Hand in den Mund. Die Schaufenster gefüllt mit allen Reichtümern dieser Welt, aber der sie betrachtete, hatte kein Geld. Schuhe, Jacke, Mantel aus der Altkleidersammlung, das Essen aus der »Volksküche«, wie die Armenspeisung manchenorts hieß. Die Aussichten im erlernten Beruf zu meist gleich Null. Allenfalls rasch wechselnde Jobs, Schwarzarbeit vielfach, bei striktem Arbeitsverbot, dessen Übertreter mit Ausweisung bedroht (und bestraft) wurden. Alles in allem ein Dasein als Empfänger kärglicher Almosen, und daß sie mit freundlicher Hand gereicht würden, meinen vor allem die Spender. Durchaus nicht immer ein Vergnügen, der Gang zum Hilfskomitee – der scharfzüngige Kurt Hiller hat den Leiter einer Prager Organisation erbittert als »Menschenrechtshändler en gros und en détail« bezeichnet.

Nun sagt das Sprichwort, Armut habe noch niemanden geschändet, und es wird wohl recht haben. Die Frage ist nur, wie Armut ertragen wird, wenn sie als Deklassierung daherkommt, in einer unfreiwillig aufgesuchten fremden Umgebung zudem, die anzunehmen, mit der sich abzufinden ohnehin schon enorme seelische Kraft verlangt. Alfred Döblin hat sich dazu bereits im Juli 1933 geäußert, knapp fünf Monate nach seiner Flucht aus Deutschland. »Ich selbst lebe unter primitiven Bedingungen, die ich nie kannte – macht nichts«, schrieb er einem seiner Söhne. »Es hilft kein Klagen, sondern etwas tun und sich entschließen. Solange man lebt, ist man noch nicht verloren, und Du hast absolut recht: man muß nur wollen, dann geht's. Ich habe äußerlich kolossal viel verloren, aber aus meiner Bahn laß ich mich nicht lenken, auch nicht, wenn ich im Rinnstein liege.« Während zwölf bitterer Jahre hat Döblinge gehalten, was er sich zu einer Zeit vorgenommen hatte, da er die Dimension der künftigen Demütigungen nicht einmal ahnte. Soviel Seelenstärke und Charakterfestigkeit sind freilich selten. Die deutsche Emigration erlebte den mit Flucht und Vertreibung identischen sozialen Abstieg als so große psychische Bedrohung, daß die meisten ihn zunächst nicht verarbeiten konnten. Die Mittelständler der jüdischen Massenemigration und die Intellektuellen nicht minder setzten ihm einen zähen mentalen Widerstand entgegen, der oft genug getadelt worden ist. Vermutlich am schärfsten hat sich Thomas Mann geäußert, als er – zum Glück nur in einem Privatbrief – die »vollkommene Untüchtigkeit der meisten Emigranten in-

tellekturellen Typs angesichts der neuen Situation« beklagte, um fortzufahren: »Ich habe immer den Eindruck, daß keiner von ihnen bereit ist, irgend etwas Neues zu lernen, sondern alle wollen es weitertreiben wie in versunkenen Zeiten, und die gebratenen Tauben sollen ihnen in den Mund fliegen.«

Vom materiell leidlich gesicherten Port des Nobelpreisträgers ließ sich gemächlich raten und schelten – runde 200 000 Schweizerfranken hatte Thomas Mann bekanntlich in Sicherheit bringen können, an Kaufkraft fast das Zehnfache von heute. Weit mehr Einfühlungsvermögen als er bewies der Anonymus, der in der New Yorker Immigrantenzeitschrift *Aufbau* über die Frage schrieb, warum viele deutsche Neuankömmlinge es in den USA so schwer hätten. An den Anfang seiner Überlegungen stellte er eine Geschichte, die ihm ein Freund aus dem anderen Hauptaufnahmeland der jüdisch-deutschen Emigration berichtet hatte: »Er hat, als er in Palästina war und manche Klagen eingewanderter, sehr fähiger Männer über die Pein ihrer Assimilation anhörte, sie folgendes gefragt: ›Wer ist in seiner Heimatstadt nicht Vorsteher – von irgendwas – gewesen? Er möge die Hand heben.‹ Keine Hand hob sich. Alle waren sie irgend etwas gewesen. Vom Stadtverordnetenvorsteher bis zum Vorsteher einer Nebenstelle der Bezirksabteilung einer Hauptdirektion. ›Darauf‹, so erzählte unser Freund, zuckte ich die Achseln und sagte: ›Seht Ihr, das ist es.‹ Cum grano salis: Das ist es wirklich. Der Standard der meisten Einwanderer war so hoch, ihre sozialen Funktionen waren vielfach so groß und angesehen,

daß sie glaubten, einen Anspruch zu haben, auf diesem Niveau weiterzuleben. Nur die sehr Klugen begreifen, daß man sich in einem anderen Land von der Schulbank auf die Dinge erarbeiten muß [...].«

So verständnisvoll die Ermahnung ausgefallen war, ihr Schlußbild ist dem Verfasser allzu harmlos geraten. Es war eben nicht die Schonzeit der Schulbank, die einen erwartete, es war der abrupte Neubeginn am Fuße, vielfach sogar weitab von jeglicher sozialen Stufenleiter. Das zu begreifen statt auf Verdienst und Leistung im früheren Leben zu pochen, ging bei vielen über die Kraft. Europäischer Ruhm sei in USA »meist nur ein Pappkasten von Zeitungsausschnitten«, hat George Grosz gesagt. Zehn Jahre New York lagen da hinter ihm, er wußte, wovon er sprach (und konnte doch weit mehr als nur einen »Pappkasten« vorweisen). Indes war der europäische Ruhm kein Abstraktum. Er war gelebtes Leben. Selbst wenn es kein Ruhm, wenn es nur ein durchschnittlicher Erfolg war, barg er eine Vielzahl von Erfahrungen und Fertigkeiten in sich, die mit einem Schlag unbrauchbar geworden waren.

Der Anwalt beispielsweise, auch wenn er bei Gericht zugelassen worden wäre, hätte von all seinen Kenntnissen nichts anwenden können, weil die Rechtssysteme völlig anders waren als das deutsche. In manchen Ländern ging es nicht einmal dem Mediziner so viel besser, obwohl man doch meinen sollte, der menschliche Körper sei auf allen Kontinenten der gleiche. Auf die Hürde der Einwanderungsrestriktionen folgte die der beruflichen Zulassungsbeschränkung. In New York mußte der

ärztliche Neuankömmling ab 1936 seine Prüfungen wiederholen, egal, wie alt und erfahren er war, und damit nicht genug, er mußte es auf englisch tun. Einer, der es schaffte, der österreichische Sozialist Richard Berczeller, hat eine Episode überliefert, in der sich Absurdität und Demütigung den Rang streitig machen. Eine ganze Schulklasse altgedienter Fachärzte sagt da brav ihre Anfängerlektionen im Englischen auf, als ihrer sehr jungen Lehrerin plötzlich schlecht wird. Blitzartig verwandeln sich die grauhaarigen Schuljungen in erfahrene Ärzte und stürmen nach vorn zu der unverhofften Patientin. Es sei die »umfangreichste, lärmendste Konsultation« gewesen, die er je erlebt habe, schreibt Berczeller und berichtet überdies, wie die Leichtkranke – es war bloß eine Mandelentzündung – in den folgenden Tagen von allen ihren Schülern reihum besucht und behandelt wurde, als gehe es um Leben und Tod. Ging es ja auch. Für die Ärzte. »Eine kurze Zeit waren wir jedenfalls Männer – und keine Dummköpfe.«

Nur die Jüngeren, genauer: die ganz Jungen hatten mit der beruflichen Umorientierung keine Probleme. Die Alten jedoch, die Erfahrenen... Die Umschulungsdörfer und -lager, die die überwiegend mittelständischen Palästina-Auswanderer auf neue, will sagen manuelle Berufe vorbereiteten, sollten ihre diesbezüglichen Illusionen bald verlieren. Nicht lange, und sie setzten dreißig Jahre als obere Grenze für ihre Bewerber fest. Den Älteren traute man, nach so manchem Fehlschlag, nicht mehr zu, daß sie ihre Vergangenheit hinter sich lassen, daß sie umlernen, daß sie wirklich ganz neu anfangen

könnten. Nur zu oft haben sie es tatsächlich nicht gekonnt. Sind seelisch und mitunter sogar physisch daran zerbrochen. Der Stolz empörte sich, die Würde war getroffen. Diese Gescheiterten und Gestrandeten hat Johannes Urzidil vor allem im Auge gehabt, als er im *Aufbau* Betrachtungen über »Die Würde des Emigranten« anstellte: »Die weitaus größte Anzahl all der Menschen, die ihre verschiedenen Vaterländer verlassen mußten, hätten in einem ungestörten, von Diktaturen und Krieg freien Europa sogenannte normale Lebensläufe in vorgezeichneten Bahnen zurückgelegt. Was sich nun mit ihnen abspielt, ist ergreifend, nicht etwa wegen der tausend Schwierigkeiten der Emigration [. . .], sondern weil fast alle diese Menschen in ein *überdimensioniertes* Schicksal hineingestellt wurden. Zwischen den Abmessungen der eigenen Persönlichkeit und dem Volumen des Schicksals klafft ein Abgrund, in den der Mensch mit Schrecken und Entsetzen hineinstarrt.«

Wie das abrupte Abbrechen des »normalen Lebenslaufs in vorgezeichneten Bahnen« verwinden? Der Oberarzt mit sicherer Aussicht auf die Chefposition in wenigen Jahren; der ältere Angestellte, der fleißig gearbeitet und eifrig »geklebt« hatte für den sorgenfreien Lebensabend; der Schauspieler, der in Oldenburg sein erstes Engagement gehabt und dann über Darmstadt und Frankfurt nach Breslau gelangt war, den Blick fest auf Berlin gerichtet: Statt dessen ein Hausiererbauchladen mit fast unverkäuflichen Waren oder ein Nachtwächterjob als einzige Perspektive auf ungewiß lange Zeit, womöglich für immer. Der »Rinnstein«, wie Döblin

sagte. Verschlossen und verriegelt, die Zukunft, fugenlos vermauert sogar, wenn das Gewesene nicht als das akzeptiert werden konnte, was es in Wahrheit war: unwiderruflich vergangen. Ernst Josef Aufricht hat die früh gealterten Männer beschrieben, die auf New Yorker Parkbänken mit der Suche nach der verlorenen Zeit den Tag vertaten, Elsbeth Weichmann zwei gleichgeartete Schicksale aus Paris (und daß es bei ihr um prominente Politiker geht, macht keinen sachlichen Unterschied): Rudolf Breitscheid und Rudolf Hilferding hätten »vertieft in ihre Wunden und Enttäuschungen« gelebt: »Aus jedem Gespräch sprach Verzweiflung.« Bei den in Trauer Verharrenden und schließlich in Lethargie Versinkenden wird am klarsten sichtbar, was der unerbittliche Vergleich meint, mit dem Oskar Maria Graf den auch das Exil und die Emigration thematisierenden Roman *Der Abgrund* schließt: »Die Emigration ist eine erbarmungslose Dreschmaschine. Staub verfliegt, die Körner bleiben [...].« Glaube aber niemand, die Verwundung sei weniger schwer bei dem, der sie nach Überwindung des Selbstmitleids produktiv zu machen versteht. Die zum Teil exorbitanten Leistungen emigrierter Wissenschaftler haben ihren psychischen Antrieb mit Sicherheit auch von diesem existentiellen Kontinuitätsbruch bezogen, und bei vielen exilierten Schriftstellern ist es genauso. Ihre erstaunliche Produktivität verdankt sich zum Gutteil ebenfalls jenem rätselhaften seelischen Kraftquell, den eine schwere Verwundung bisweilen freilegt.

Im Alltag geht es aber nicht anders. Gerade die Zähig-

keit, mit der hier der Exilierte sich müht, Bedrohtes zu bewahren oder Verlorenes wiederzuerringen, läßt auf das zugrundeliegende Trauma schließen. Der so harsch über das Versagen von Schicksalsgenossen urteilende Thomas Mann ist dafür ein gutes Beispiel. Nicht allein, daß er sich Carlyles »Arbeiten und nicht verzweifeln« zu eigen gemacht hat, daß er stolz darauf war, »nicht unter die Gemütsleidenden gegangen« zu sein: alles sollte so werden, wie es früher gewesen war. Wo immer er sich niederließ, mußte es eine Villa sein, möglichst ähnlich der, die er in München besessen hatte. Doch das reichte keineswegs aus: »Genaue Wiederherstellung des Schreibtisches, jedes Stück, Medaillen, ägyptischer Diener, genau an seinem Platz, wie in Küsnacht und schon in München.« Richtig, er war nach Amerika weitergewandert, und die Tagebucheintragung stammt aus dem Universitätsstädtchen Princeton, der dritten Station seines langen Exilweges. In Kalifornien, wohin er bald weiterzieht, wird er es nicht anders halten, nur daß er dort nicht zur Miete wohnt, sondern in einem eigenen Haus. Welch ein Triumph, daß er es hatte bauen können, mit Darlehen, gewiß, aber immerhin – Herr auf eigenem Grunde endlich wieder. Denn selbstverständlich wollte auch er es »weitertreiben wie in versunkenen Zeiten« . . .

Der Exilierte will ungeschehen machen, was ihm angetan wurde, er will den status quo ante wiederherstellen. Die Katastrophe muß getilgt werden, wenigstens aus dem Schuldbuch des privaten Lebens, um wieviellieber nicht aus dem der Geschichte! Eine Fehlleistung von

Egon Erwin Kisch belegt, wie eng beides zusammenhängt. Bekanntlich war der so gar nicht rasende Reporter nach dem Reichstagsbrand für runde zwei Wochen in Nazihaft gewesen. Außer ein paar Fußtritten war ihm nichts angetan worden, da die tschechoslowakische Gesandtschaft für ihn interveniert, sein Anwalt Haftvergünstigungen erwirkt hatte. So ist er als physisch Unversehrter davongekommen, ausgewiesen in sein Heimatland. Nichtsdestoweniger hatte es ihn psychisch schwer getroffen, daß der Todfeind den Sieg über seine Sache und die seiner Partei davongetragen hatte, fast mehr aber noch, daß es ihm gelungen war, ihn in seine Gewalt zu bringen, ihn, Egon Erwin Kisch. Welche Schande! Nun kann man in *Landung in Australien* detailliert nachlesen, wie er dort, gerade achtzehn Monate später, erneut einer (klassen-)feindlichen Justiz in die Hände fiel, und beinahe noch ausführlicher, wie Freundeshände ihn aus ihrem Würgegriff befreiten. Auch von dem großen Fackelzug erfährt man in dem Buche und davon, daß er dem Triumph über den australischen Klassenfeind galt – was aber schrieb Egonek stattdessen seinem »lieben alten Mütterchen« nach Prag? »Am 28. Feber war in Melbourne ein Fackelzug *anlässlich des zweiten Jahrestages meiner Verhaftung im Hitler-Deutschland.*« Im Persönlichen war die Scharte ausgewetzt, die Schande der Verhaftung in Berlin ausgeglichen durch den Fackelzug in Australien.

So hat Kisch in Melbourne über Hitler gesiegt, was eine politische Absurdität war, so Thomas Mann in seinen Villen von Küsnacht, Princeton und Pacific Palisades,

und das ist trotz des gutgepolsterten Kontos bisweilen fast eine ökonomische Absurdität gewesen. Jedenfalls ein riskanter Luxus, den auszubalancieren mitunter lästige Mühen mit sich brachte. Vorträge vor einem Publikum beispielsweise, das »mäuschenstill und höflich, aber sichtlich dumm« war, Lesereisen durch Kleinstädte, in die der Gefeierte früher zu diesem Zweck seinen Fuß nie gesetzt haben würde: »Ja, ja, man muß sich tummeln . . .« Bei Arnold Zweig dasselbe hartnäckige Festhalten an alten Standards, als da waren: große Wohnung in guter Lage; Auto; Bibliothek und schöne Möbel; kultivierte Lebensformen. Welche Oase in der zivilisatorisch-kulturellen Ödnis des Entwicklungslandes Palästina war allein schon das geheiligte Zeremoniell der tea time mit Teewagen, zierlichem Geschirr und silbernem Gebäckkörbchen. Bei Zweigs Freund Lion Feuchtwanger endlich ist es vor allem die Bibliothek gewesen, die weit über praktische Bedürfnisse hinaus zum Symbol trotziger Selbstbehauptung erkoren wurde. In Sanary-sur-mer hat Feuchtwanger wieder zusammengetragen, was ihm in Berlin geraubt worden war, und bei der neuerlichen Flucht in die USA hat der vorübergehend in finanzielle Bedrängnis Geratene hohe Lager- und Transportkosten nicht gescheut, um seine Schätze über den Ozean zu retten. Ertragreicher als je zuvor dann die bibliophilen Fischzüge in Los Angeles, so ertragreich, daß Ludwig Marcuse sagen konnte, wann immer seine gutbestückte Universitätsbibliothek ihn im Stich gelassen habe, sei er zu Feuchtwanger gegangen. Bei ihm habe er das Gesuchte stets gefunden.

Siege. Private, höchst subjektive Siege, und geschuldet waren sie der durch die Vertreibung erlittenen Kränkung; der von ihr beschädigten Würde; der Wunde, die dem Stolz und dem Selbstwertgefühl geschlagen worden war. Wie aber, wenn sie sich trotz solcher verzweiflungsvollen Heilungsversuche nicht schließen will? Denkwürdig und ergreifend jener Politiker, der, nach fast einem Jahrzehnt USA und inmitten einer beachtlichen Hochschulkarriere, auf seinen Briefbögen noch immer fein säuberlich die Ämter aufführte, die er innegehabt hatte, einst, in Berlin. Denkwürdig gleichfalls und fast gespenstisch jener Ministeriale des Freistaats Preußen, den Papen schon 1932 aus dem Amt gejagt hatte, und der 1972, fast auf den Tag vierzig Jahre danach, in New York noch immer im Befehlston ins Telefon bellte: »Hier spricht Staatssekretär ...!«

Ist also Exil auch ein Synonym für Konservieren- und Erhaltenwollen? Ist sein spezifischer Schmerz nach rückwärts gewandt? Man wird zögern, die Fragen unumwunden zu bejahen, noch mehr aber, sie zu verneinen. Daß der Exilierte an Heimweh kranke, ist eine Binsenweisheit und dennoch eine fundamentale Tatsache. Kaum einer, der diesem Gefühl nicht irgendwann Ausdruck gegeben hätte, sei es offen und unverstellt, sei es schamhaft versteckt und verschlüsselt, und wer es mit Heftigkeit leugnet, weckt nur den Verdacht, daß er des seelischen Überlebens wegen die Wahrheit nicht ans Licht lassen darf und dies insgeheim auch weiß. Aber muß man es überhaupt aussprechen, das quälende Wort?

»Ich mache mir oft Gedanken über die Bedeutung der Heimat«, schrieb der ehemalige Reichskanzler Heinrich Brüning im Mai 1938 an englische Freunde und fuhr fort: »Für mich ist die Bindung ans Vaterland ein Konzentrations- und Willensakt geworden. Immer mehr löse ich mich aus den normalen Banden, die für die meisten Menschen den Begriff Heimat bilden. Für mich ist sie eine Idee.« Das paßt exakt zu dem Bilde, das man sich von dem asketisch und fühllos wirkenden Manne gemacht hat, und erst recht paßt es zu seinen Erfahrungen in damals jüngst verflossener Zeit. Zweimal hatte ihn die Gestapo zu entführen versucht, aus Zürich und aus dem holländischen Nijmegen, nahe der deutschen Grenze, und dort wäre es ihr auch fast geglückt. War es danach nicht tatsächlich ratsam, sich in sicherer Distanz von der Heimat zu halten, sie nur mehr noch als »Idee« zu betrachten? Drei Monate nachdem er das geschrieben hatte, war Brüning wieder im gefährlichen Nijmegen, und was erfahren die englischen Freunde diesmal? »Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, die [grüne] Grenze zu überschreiten und bin ein paar hundert Meter ins Münsterland hineingegangen...«

Otto Braun immerhin hat trotz der Schönheit seines Tessiner Zufluchtsortes von »Sehnsucht nach meiner herben preußischen Heimat« gesprochen, doch fällt die Bemerkung ganz beiläufig, nicht einmal einen eigenen Satz hat Preußens einstiger Ministerpräsident an sie gewendet. Wie überragend wichtig sie dennoch war, zeigt erst der Ort, an dem sie steht. Auf der letzten Seite der Autobiographie. Im vorletzten Satz der Lebensge-

schichte, die, als politischer Rechenschaftsbericht konzipiert, mit der Abreise aus Deutschland im März 1933 endet und das harte Leben im Exil nur mit dem einen Nebensatz berührt: »... habe ich doch Sehnsucht nach meiner herben preußischen Heimat.«

Joseph Wirth ist nicht ganz so wortkarg gewesen, als er mit Ernst Niekisch zusammentraf. Der Nationalbolschewist, einer der wenigen wirklichen ›Männer des innerdeutschen Widerstands‹, hatte den früheren Zentrumskanzler in Luzern aufgesucht, um politische Kontakte zu knüpfen. Nicht den Politiker jedoch hat sein Gedächtnis bewahrt, sondern den Mann, der »im Elend« war: »Wir saßen auf der Veranda eines kleinen Restaurants an der Reuß. Es war ein schöner sonniger Nachmittag. Wirth klagte mir, wie bitter er unter seinem Emigrantendasein leide. Er sehne sich nach seinem Freiburg zurück, nach den schönen Abenden, an welchen er sein Schöpple mit Behagen getrunken habe. Nur mit Mühe hielt er, indem er dies sagte, die Tränen zurück.« Voller Bedacht hat Niekisch die idyllische Szene mitgeschildert – Freiburg in Ehren, aber konnte es dort noch schöner sein als am Fuße der Alpen?

Was kann schöner sein als die Heimat. Wie das Münsterland für Brüning und Preußen für Otto Braun war Freiburg für Wirth der von Kindheit auf heimliche Ort. Wie sehr man in allen Fasern von ihm durchdrungen war, das merkte man erst, wenn man ihn verloren hatte. Das haben sogar Menschen erfahren, die überall gleich gern zu leben schienen, für Kosmopoliten galten und sich wohl auch dafür gehalten hatten. Der Diplomat

und Mäzen Harry Graf Kessler war, wie man's von einem »Weltmann« erwartet, mit London, Paris, Rom und anderen europäischen Metropolen fast so vertraut wie mit Berlin. Nirgendwo hat es ihm an Freunden gemangelt, der von den Nazis Beraubte hatte Zutritt zu den Salons wie eh und je, überall in Europa fand er offene Türen bei seinen Künstlerfreunden, und einer von ihnen ist es auch gewesen, Jean Cocteau, der dem Kosmopoliten Kessler das fragliche Geständnis entlockte. Schwärmerisch von einer Weltreise erzählend, hatte Cocteau seinen Bericht mit der Bemerkung geschlossen, »er fühle sich, obwohl alles andre als Nationalist oder Chauvinist, doch nirgends wohl als in Frankreich. Mir müsse das doch wohl mit Deutschland ebenso gehen? Ich bestätigte dieses. In der Tat fange ich an, ein starkes Heimweh zu haben.«

Wahrscheinlich ist es kein Zufall, daß die politisch Aktiven früher von ihm heimgesucht werden als Künstler oder Schriftsteller. Die haben »draußen« ja noch immer ihre Staffelei oder ihren Schreibtisch. Selbst wenn das neue Bild keinen Käufer findet und das Buch keinen Verleger, sie, denen ein Gott zu sagen gab, was sie erleiden, können ihren Schmerz in der Arbeit sublimieren. Der Politiker, ganz selten eine kontemplative Natur und noch viel seltener eine schöpferische, hat dieses Ventil nicht. Er ist ohne Akten, ohne Sitzungen und Termine (und was ihm statt dessen blüht, davon wird noch zu handeln sein). Nur über eines verfügt er unbeschränkt. Über freie Zeit. Sie quält ihn um so mehr, je rastloser er früher gewesen war. Auch mutige Menschen haben sich

erst im nachhinein eingestanden, daß sie sich (so die sozialistische Gesundheitspolitikerin Käte Frankenthal) zunächst »absolut nicht damit abfinden konnten, daß der Tag vierundzwanzig unausgefüllte Stunden hat«. Freiraum für mancherlei.

Auf Dauer hat das Heimweh niemanden verschont. Winzige Symptome künden von seiner Allgegenwart. Der Schriftsteller Bodo Uhse schleppte selbst im Spanischen Bürgerkrieg die Erstausgabe des *Heinrich von Ofterdingen* mit sich herum – »als ein Stück Deutschland«. Von Johannes R. Becher wird berichtet, er habe seinen Zufluchtsort gesprächsweise dergestalt mit dem Fluchtort verwechselt, daß er, Berlin verfluchend, des öfteren »Moskau« gesagt habe, wo er »Berlin« hätte sagen müssen. Ganz ähnlich, was Klaus Mann über die Ursache von Leonhard Franks »hoffnungsloser Melancholie« herausbrachte: »Er behauptet, mit Deutschland ›fertig‹ zu sein – und vergeht vor Heimweh.« Bei Erika Mann machte sich das weggeleugnete Leiden wiederum mit einer Fehlleistung bemerkbar. »Deutschland« sagte sie, wenn sie ihren New Yorker Gesprächspartnern von Europa, »München«, wenn sie ihnen von Zürich hatte berichten wollen, dem jetzigen Wohnsitz der Familie. Sie hat das mit der Bedrohung durch die Appeasementpolitik zu erklären versucht: alles schiebe sich von Amerika aus »beunruhigend« zusammen und stelle sich »dem erschreckten Blick als ein einziger Sauhaufen dar«. In sich schlüssig das, wie nur je eine rationalisierende Deckerklärung, zugleich aber auch der Beweis, wie tückisch das Sein revoltieren kann, wenn es sich vom politischen

Bewußtsein vergewaltigt vorkommt. Arnold Zweig hat sich diese Gewalt nicht angetan. Er hat unverblümt gesprochen, wenn er bei Freud über das unwirtliche Palästina klagte, einen Wechsel des Asyllandes zu gleicher Zeit erwägend und verwerfend: »Wohin sonst gehen? Es ist ja fast gleich, wo man sitzt, wenn man nicht daheim sitzt . . .« Daheim, das war nur Deutschland. Und dort war man im Geiste ja auch immer. Sieben Jahre hatte Döblins Exil gewährt, als er Freunden von einem Umzug aus Paris in die banlieue berichtete: »Wir leben hier in St. Germain, es ist jetzt Frühlingsbeginn und eigentlich recht schön, etwa 2 x wöchentlich fahren wir nach Berlin, ich gelegentlich öfter, um den und jenen zu sehen (drollig, eben sehe ich, daß ich mich verschrieben habe mit Paris).«

Wie soll man nach alledem den Versuch nennen, Verbannten und Vertriebenen das Heimweh zu verbieten – grotesk? bösartig? mörderisch? Wie auch immer, Ideologen haben ihn unternommen, Ideologen kraß gegensätzlicher Couleur und untereinander spinnefeind. In diesem Punkte waren sie nichtsdestoweniger einig, und diese gespenstisch eifernde und geifernde Phalanx bestand sogar aus Schicksalsgefährten. Der biedere Reimeschmied und stramme Stalinist Hugo Huppert etwa hat es mit dem Glaubensbekenntnis zum ›Vaterlande der Werktätigen‹ so weit getrieben, daß er seinen gleich ihm in Moskau lebenden Genossen Heimweh als politisches Vergehen und moralische Schuld ankreidete: »Wir befinden uns hier nicht in einem Exil. Wir befinden uns hier in unserer Heimat.« Georg Lukács hat Huppert

an Servilität noch überboten. So sehr er ihn als Exponenten einer feindlichen Parteiclique haßte, so gern er ihn zu Fall und hinter Gitter gebracht hätte – seinen Attacken lieferte er, was er für ein ›theoretisches Fundament‹ hielt. Hatte Huppert über die »Emigrantenpsychose« nur gewettert, so deckte Lukács ihre Ursache auf: mangelnde Verbundenheit mit den sowjetischen Massen! Ergo konnte der Patient die »vollständige ideologische Gesundung« nur durch das rücksichtslose »Ausrotten« all seiner »Emigrationselemente« erreichen. Es ging da übrigens um den Mann, der so aufschlußreich »Moskau« gesagt hatte, wo er angesichts der Moskauer Um- und Zustände unbedingt »Berlin« hätte sagen müssen; der fortwährend Erinnerungsge-dichte an deutsche Städte, Flüsse, Landschaften zu Papier brachte, poetisch mißlungen die meisten, voller Heimweh alle. Warum hat er von Johannes R. Becher nicht den Selbstmord verlangt, Georg Lukács, warum dem Opfer nicht gleich den Strick gereicht, den er ihm mit seinem Dogma drehen half? Darauf nämlich lief die Rezeptur hinaus. So durchschlagend wirkkräftig die verordnete Medizin, daß sie den Patienten hinwegrafft. Doch nicht nur im ›Vaterlande der Werktätigen‹, auch im jüdischen Lande der Väter, in Palästina, wurde das Medikament verordnet. In fast derselben Dosierung. Kommunisten und Zionisten haßten einander bis aufs Blut, das ist wahr, angebliche Internationalisten die einen, authentische Nationalisten die anderen. Davon abgesehen jedoch verlangten die Ideologen von den unter ihrer Botmäßigkeit Lebenden das Nämliche. Bot-

mäßige sind aber durchaus nicht immer auch Anhänger der Herrschenden, und die deutsch-jüdischen Palästinaeinwanderer waren in ihrer erdrückenden Mehrheit keine Zionisten. So wenig waren sie es, daß man sich mit Anekdoten gegenseitig verhöhnte. »Schmeißt ihn raus, er bricht mir's Herz«: So – angeblich – der assimilierte deutsche Jude, wenn er daheim einem Zionisten Geld für Palästina gespendet hatte. Weshalb denn auch der Tel Aviver Bub den neueingewanderten Spielkameraden – angeblich – fragte: »Seid ihr aus Überzeugung gekommen – oder aus Deutschland?«

Verspottet zunächst und bald verachtet, die ›nur‹ aus Deutschland Gekommenen, weil sie im Land der Väter mit Wehmut und oft voll unstillbaren Heimwehs an das Land ihrer Väter dachten; weil sie sich außerdem in allen Stücken benahmen, wie sie sich immer benommen hatten, pünktlich waren und ordnungsliebend, auf Formen bedacht und ein wenig pedantisch; weil sie obenrein die Sprache Hitlers sprachen, und das sogar in der Öffentlichkeit und laut! Kurzum, waren sie Juden gewesen im Lande ihrer Väter, im Lande der Väter waren sie Deutsche. Unerbittlich aber jene Menschen, die dem Flüchtling nach dem Verlust der Lebensbasis auch noch die Fähigkeit des Chamäleons abverlangen. Wehe, wenn er klagt, wehe, wenn er auffällt, und sei es nur durch seine Sprache. »Sprich hebräisch – oder stirb!« hat Walter Zadek, Berliner Journalist von ehemals, einen empörenden Protest gegen die zionistische Roßkur überschrieben, die – wie jene in Moskau, nur unter anderer Flagge – gleichfalls aufs »Ausrotten« aller »Emi-

grationselemente« hinauswollte, um die »vollständige ideologische Gesundung« zu erzwingen.

Noch an einem dritten Orte sollte der tödliche Heilprozeß vonstattengehen, unter dem Sternenbanner, und makabrerweise von einem Manne verschrieben, der es von Berufs wegen besser hätte wissen müssen, von einem Psychiater. Seine regelmäßige Spalte im *Aufbau* hieß, allzu bescheiden, »An den Rand geschrieben«. Der Mann war der Chefideologe des Blattes und verfocht, was er »Americanization« nannte und als das hehrste aller Ziele pries, was für Zionisten aber nichts anderes war als die fluch- und strafwürdige Fortsetzung der in Deutschland so katastrophal gescheiterten jüdischen Assimilationspolitik. Gespannte Verhältnisse also auch hier, desgleichen die bekannten Absichten mit dem Patienten, der gleichfalls bekannt ist.

Es sei »eine merkwürdige Krankheit, das Heimweh«, schrieb der Psychiater, als er sich daran machte, den »Gefühlseimer« seiner Leser »auszuleeren und ihm auf den Grund zu sehen«. Viele litten an dem Übel, und kein gutes Zureden helfe. Sie wollten nicht einmal wahrhaben, »daß die Krankheit verschwinden wird, wenn sie erst in ein paar Jahren wirtschaftlich in USA festen Fuß gefaßt haben«. Vielmehr sprächen sie »leise vom deutschen Wald, vom Gebirge, von Flüssen und von der Heide, Dingen, die nur einmalig und nun unwiederbringlich verloren« seien. Aber sei denn nicht auch Amerika schön? Und wie! Namen an Namen, Ort an Ort reihte der wackere Medicus, um den »Gefühlseimer« wieder zu füllen. Mit Zuckerbrot. Doch da er

offenkundig (und nicht zu Unrecht) fürchtete, es könne für sauer Bier gehalten werden, zeigte er gelegentlich auch die Peitsche: »Wer dieses Land nicht lieben lernt, ist es nicht wert, hier zu sein!« Bei amerikanischen Fremdenhassern hieß das: »Love it or leave it!« Der »Americanization«-Prediger war aber nicht in Oklahoma oder Alabama geboren, sondern im einstigen Königreich Preußen.

Übrigens hat der kundige Seelenarzt sich bald darauf selber ein Bein gestellt, als er ein Erlebnis in der New Yorker Subway glossierte: »Es ist so voll in der abendlichen Untergrundbahn – und schlechte Luft! [...] Ich starre vor mich hin, lasse die Zeitung fallen, ich schlafe halb, aber mein Auge sieht, tastet die Wände ab, die Reklamen: *Symphoniekonzert – Otto Klemperer*, ja, der Winter beginnt, die Kroll-Oper beginnt ihre Symphoniekonzerte, ja, man sollte überhaupt mehr in die Kroll-Oper gehen, warum war ich schon so lange nicht dort? Ich schrecke auf, der Neger gegenüber sieht mich erstaunt an, wie kommt er dahin – oder ich?« Quod erat demonstrandum.

Erich Maria Remarques oft zitierte Antwort auf die Frage nach dem Heimweh: »Wieso? Ich bin doch kein Jude!« – nach allem Vorangegangenen wird man sie kaum wörtlich nehmen, wohl aber ahnen, warum sie so ausfiel. Weil die deutschen Juden am tiefsten unter der Ausstoßung aus Deutschland gelitten haben; weil sie, die trotz all ihrer Anpassungsbemühungen nie wirklich fest Verwurzelten, die Vertreibung nicht nur als Unrecht empfinden mußten, sondern auch als Hohn auf die

willige Assimilationsbereitschaft ganzer Generationen. Und weil der nichtjüdische Deutsche von den Nazis sozusagen nur einfach, sie aber doppelt verwundet worden waren, haben sie die Schläge auch viel schwerer verwunden. Kaum einer, der mit dem trotzig verächtlichen ›Jetzt grade!‹ antwortete, das etwa in Thomas Manns »Wo ich bin, ist Deutschland« sich ausdrückte. Nur das unstillbare Heimweh, nur die stillschweigende Verweigerung des Neuen, das Festhalten an Sprache, Kultur, Sitte und Gebräuchen, die man mitgebracht hatte, nur ein lautloser Protest.

Lautstark dagegen die Propagandisten der »Americanization«, die die Vergangenheit abzustreifen suchten wie einen zerrissenen Handschuh, um sich dem Zufluchtsland raschest zu assimilieren. Nichts durfte ans Gestern mehr erinnern, nicht einmal der Name. Manche sind dabei so eilfertig zu Werke gegangen, daß gelegentlich selbst die Zeitschrift zur Zurückhaltung mahnen mußte, die die Assimilation in jeder Nummer forderte und förderte. »Müssen Sie Washington heißen?« fragte der *Aufbau* einige seiner Leser. Diese Schnell-Amerikaner wurden dann meist zu Hyper-Amerikanern, die sich bis in die Knochen nationalistisch gaben, chauvinistischer oft als Alteingesessene, deren verächtliches Mißtrauen sie nicht bemerkten. Von ihren andersgesinnten Leidensgenossen sind sie natürlich verspottet und nicht bloß der Takt-, sondern auch der Fühllosigkeit für alles Gewesene bezichtigt worden. Richtig ist das Gegenteil. Nur weil man so hingebungsvoll geliebt hatte, mußte man so fanatisch hassen. Nur weil man sich die einstige

Liebe nicht verzieh, durfte man kein deutsches Wort mehr sprechen und konnte angeblich auch keines mehr verstehen. Nur weil das »Deutschland, Deutschland über alles« so voll geklungen hatte, klang das »America first« jetzt so schrill.

Nicht mehr überraschend, daß der einzige »Babbitt« unter meinen vielen amerikanischen Bekannten ein emigrierter deutscher Jude ist. Er hat die Assimilation – aber sollte ich nicht besser sagen: die Imitation? – bis zur schreiend bunten Krawatte und zum breitesten Slang getrieben, und selbst Jimmie Carter hätte von seiner per Knopfdruck an- und abschaltbaren Herzlichkeit noch lernen können. Mit Untergebenen geht er just so lässig kollegial um, wie es in sozialkritischen amerikanischen Romanen beschrieben ist, und sein breites Grinsen verkündet, daß und wie sehr er das Sagen hat. Wie kommt es nur, daß man ihm, bei so viel »echt Amerikanischem«, den Yankee nicht abnimmt? Ihm nicht den Yankee und jenem gestylten Englishman, der mir neu-lich eine *Encyclopaedia Britannica* verkaufen wollte, nicht den Briten. Dabei trat der buchstäblich mit Schirm, Charme und Melone auf und zelebrierte das Englisch eines BBC-Sprechers. Trotzdem, irgendwas stimmte mit dem Manne nicht. Des Rätsels Lösung brachte die Visitenkarte, die er – falls ich doch noch... – bei seinem Abgang überreichte. Sie lautete auf den urenglischen Namen Charles Nowakowski. Assimilanten übertreiben, und da sie sich in ihrer verzweiflungsvollen Eile bloß an Klischees orientieren, gerät ihnen zur Karikatur, was als Anverwandlung gedacht war.

Andererseits habe ich Vergangenheit nirgendwo so lebendig gefunden wie bei Exilierten und Emigranten. Was übrigens keine Eigenart des 20. Jahrhunderts ist. Wie denn auch. Die seelischen Vorgänge sind ungeachtet der Epoche die gleichen. Ihr gemeinsamer Nenner heißt identitätsbedrohende Vertreibung, und wie sehr man sich vor Überhöhungen ins Zeitlose hüten sollte, Parallelen sind nicht zu bestreiten. Die Graeculi etwa, die 1453 aus Byzanz nach Italien geflohen waren, diese Neu-Venezianer, Neu-Florentiner, Neu-Milanesen: nein, wohlgeföhlt haben sie sich an ihren Zufluchtsorten nicht. »Bei uns in Byzanz« war ihre stehende Rede, ihr stets das neuartig Fremde schmälender Vergleich. Nicht anders bei deutschen Exilierten und Emigranten. Schon im Paris der Vorkriegszeit waren sie für die Franzosen »les Bei uns«. Was sie auch sahen, sie verglichen es mit daheim. »Bei uns« waren die Straßen sauberer, die Verkäufer höflicher, die Kinder besser erzogen, die Beamten ein Muster an Pflichttreue und Korrektheit, und daß die Berliner U-Bahn eine viel bessere Lüftung hatte als die Pariser Metro, das verstand sich doch wohl von selbst.

Im New York der vierziger Jahre ging der Emigrantenwitz um, Roosevelt werde mit Deutschland erst Frieden schließen, wenn Washington Heights an die USA zurückgegeben worden sei, das bevorzugte Wohnviertel der Flüchtlinge. Tatsächlich vollzog sich dort etwas der Vergil-Persiflage Vergleichbares, die Thackeray in seinen *Abenteuern des Philip* sich ganz leger »geleistet« hat. Mit todernstem Gesicht erzählt der Satiriker, »wie der

fromme Äneas, als er durch sehr schmerzliche Umstände zum Verlassen seines Vaterlandes gezwungen war, zusammen mit seiner auserlesenen Schar Trojaner ein echt neues Troja gründete, wo sie gelandet waren: wie sie den trojanischen Göttern Tempel errichteten, Straßen mit trojanischen Namen bauten und sich mit aller Macht bemühten, ihren geliebten Geburtsort wieder aufleben zu lassen.«

Noch in den siebziger Jahren war Washington Heights fest in deutscher Hand. Die Straßen trugen zwar englische Namen, und die Häuser ahmten jedweden britanischen Stil nach, und doch war man unverkennbar in eine deutsche Kleinstadt der dreißiger Jahre geraten. Man sah fast nur ältere Leute, die gekleidet waren, wie es daheim einst Mode gewesen war. Beim Sonntagsspaziergang zum Park über dem Hudson traf man auf ein in den USA wenig bekanntes Requisit, den Spazierstock, mitunter sogar auf *das* deutsche Haustier, den Dackel. Selbstverständlich wurde Deutsch gesprochen, man hörte kaum Englisch in diesen Straßen (und wenn, dann verstand man es nicht, so grauslich war nach über dreißig Jahren meist noch die Aussprache).

Nichts hatten die Amerikanisierungspredigten gefruchtet, nichts die Ermahnungen, den Staub New Yorks von den Füßen zu schütteln und hinauszuziehen ins weite Land, das erst das wirkliche und richtige Amerika sei, schon gar nichts die Vorwürfe von Kindern, die sich der Eltern schämten, wenn sie in der Öffentlichkeit Deutsch sprachen und ihnen, nicht immer diskret, »speak English!« zuzischten.

Nein, sie ignorierten so weit wie möglich die amerikanische Gegenwart, die sie umbrandete, suchten bei ihresgleichen Schutz vor ihr und in einer Vergangenheit, die in ihren Gedanken noch Gegenwart war. Genau so waren sie schon im Paris von 1933 in Scharen zu dem Kino gepilgert, das einen deutschen Film zeigte – »sie wollten deutsch reden hören«, hat Annette Kolb kommentiert; genau so hatten sie in Prag ›ihre‹ Kaffeehäuser mit »festen Stammtischecken für die verschiedenen politischen Färbungen« frequentiert – es sei für sie die »einzige Heimat« gewesen, hat Karl Otto Paetel geschrieben, und wenn ein Kabarett sich aufgetan hatte in London, dann hatte das zugkräftigste Programm »In Hampstead Heath ist Holzauktion« geheißen; wenn Theater gespielt worden war in New York, in Buenos Aires oder in Shanghai, dann waren die ältesten Schwankklamotten der Publikumsmagnet gewesen. Kunst? Bar jeder Vorstellungskraft und allen Einfühlungsvermögens, jene nachgeborenen ›Forscher‹, die mit solch verquerem Maßstab an diese opferreichen Bemühungen herangehen. Was die Menschen vor allem anzog, war die erhoffte sozialtherapeutische Wirkung dieser Aktivitäten, und erst in zweiter Linie das künstlerische Wollen. Indem diese ›Gruppentherapie‹ die besonnte Vergangenheit beschwor, machte sie wenigstens für ein paar Stunden die schlimme Gegenwart erträglicher, und weil man im Leben nun wirklich nichts zu lachen hatte, wollte man es im Theater tun. Deshalb so oft die altvertrauten Komödien und kaum je das problembeladene Zeitstück. Deshalb das Insistieren

auf der Muttersprache, das freiwillige Ghetto in London wie in New York. Man war eben kein Chamäleon, man hatte sich mitgebracht, die Summe von unverwechselbaren Lebenserfahrungen und -gewohnheiten. So blieb man um der Selbsterhaltung willen fremd in der Fremde, und gerade dadurch, welch böse Dialektik, gefährdete man die Selbsterhaltung, wurde den Fremden als Fremder kenntlich schon durch kleinste Signale. Es brauchte kein herausfordernd lautes »bei uns« – in Paris genügte es, wenn man mit einer Aktentasche herumlief. Niemand außer deutschen Emigranten tat das. Die englische Kundin nahm widerspruchlos in Empfang, was Krämer, Bäcker und Metzger ihr gaben. Die mäkligste Person, die den Salat zu welk fand und das Brot zu rösch, sie konnte nur eine Refugeeefrau sein, gleichviel ob aus Germany oder Austria. Nicht minder verriet sich, wer eine New Yorker Cafeteria in aller Unschuld für ein mitteleuropäisches Café hielt, bei einer einzigen Tasse verweilend, stundenlang womöglich, und auch noch eine Zeitung fordernd. Hier beeilte man sich, trank, zahlte, verschwand, um dem nächsten Gast Platz zu machen. So einfach war das. So schwer war es. Um so höher die Verständnis- und Verständigungsbarrieren, je weiter es einen von der Heimat verschlagen hatte. Kann man aber anders als mit Angst reagieren, wenn man keine Speise mehr kennt und kein Getränk, wenn einem sogar die vertrauten Gerüche und Laute des Alltags abhandenkommen? »Wer mitteleuropäische Maßstäbe an das Gesehene, Erlebte anlegt« – so Egon Schwarz über sein bolivianisches Exil –, »wird es

nie verstehen. Und dennoch bleibt einem nichts anderes übrig, als sich eines in Europa ausgebildeten Wahrnehmungs- und Erkenntnisapparates zu bedienen, Erwartungen und Vorstellungen einer völlig anderen Kultur auf das neu auf einen Zutretende anzuwenden. Darin besteht das Dilemma.« Nur der junge Mensch kann es halbwegs glücklich lösen. Die Älteren – ich scheue die Worte »Zwitterwesen« oder »Zerrissene«, aber wie sonst soll ich auf einen Begriff bringen, was das jahrzehntelange Leben in der Fremde aus ihnen gemacht hat? Partiell hatten sich ja auch die Bewohner von Washington Heights »amerikanisiert«, ganz sachte war das geschehen, der Gast aus Deutschland merkte es, sie selber nicht.

Zwei Beispiele aus anderen Weltgegenden mögen das belegen, ein erheiterndes und ein tragisches. 1963 oder 1964 traf ich in Amsterdam frühere Mitarbeiter des Exilverlags Querido, das Ehepaar lebte seit den dreißiger Jahren ununterbrochen in Holland und hatte die deutsche Besetzung so gefahrvoll wie glücklich im Untergrund überstanden. Auf dem Wege zur Wohnung erzählte mir Herr C., wie diese Holländer ihm doch unendlich gewesen seien, damals bei seiner Ankunft. Schlimm allein schon die vorhanglosen Fenster, durch die jedermann sehen konnte, was drinnen vorging, nie war man für sich. Und erst die Interieurs, die echt imitierten Perserteppichlein auf den Tischen, allüberall derselbe Tinnel! »Aber besonders übel war der holländische Geiz.« Bei Einladungen stand die obligatorische Plätzchendose auf dem Tisch. Natürlich habe man die

Aufforderung der Hausfrau abgewartet, na klar, doch nachdem man einmal zugegriffen habe – »stellen Sie sich vor! dann wurde die Dose zugemacht! und das sogar bei Intellektuellen!« Ahnt man, was mir bevorstand? Blankgeputzte, vorhanglose Fenster, ein echt nachgemachtes Perserteppichlein auf dem Couchtisch, besagte Dose und dann . . . »Same procedure as next door«, mit einem Wort, und die beiden ehemals deutschen Intellektuellen haben von alledem nichts gemerkt, reineweg gar nichts.

Die zweite Episode handelt von dem Mann einer schweizerischen Verwandten, und wenn es bei dieser einen Geschichte bleiben soll, muß ich mich sehr zusammennehmen, denn Micha ist der Prototyp des »Zerrissenen«. Er ist 1956 aus Ungarn geflohen und hat mit der Eidgenossenschaft viel mehr Glück gehabt als seine deutschen Schicksalsgefährten von anno 1933. Sie hat ihn nicht nur aufgenommen, hat ihm – er ist Werkzeugmacher – nicht nur Arbeit gegeben, sondern nach nicht allzu langer Zeit und gegen nicht allzu hohe Sporteln auch das Bürgerrecht. Seitdem ist er, was der Schweizer Spießer voller Dünkel einen »Papierlischweizer« nennt. Micha leidet unter diesem Dünkel, obwohl er viel zu klug ist, einen Eingeborenen vortäuschen zu wollen. Er weiß, daß schon die Sprache ihn verriete. Dem Hochdeutschen, ihm vom Budapest geläufig, verdankt er einen großen Wortschatz. Mit ihm mischen sich genuin schweizerdeutsche Vokabeln, vornehmlich aus der Alltagssphäre. Ob aber Bärndütsch oder Schriftdeutsch, Micha spricht alles mit ungarischer Betonung aus, und

mitunter folgen auch Flexion und Syntax den Gesetzen der ungarischen Grammatik. Er war halt über das chammäleonfähige Alter hinaus, als er schweizerischen Boden betrat.

Geflohen ist er aus politischen Gründen, ohne daß er deswegen schon ein homo politicus wäre. Als der Ungarnaufstand im Herbst 1956 zerschlagen werden sollte, hatte man ihm den Gestellungsbefehl geschickt, und da er auf das Volk nicht schießen wollte, ist der Reserveoffizier der Volksarmee ins Ausland desertiert. Die Einberufung war aber nur der sprichwörtliche Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte. Micha hat unter den Stalinisten bitter gelitten, und seine vielen, atemlos vortragenen Geschichten hätte ich zur Beglaubigung nicht gebraucht. Mir genügte sein Ausweisfoto aus jenen Jahren: die gleichen gehetzten Augen wie auf Fotos meiner Eltern aus der Nazizeit. Was ihnen psychisch angetan wurde, das hatte man auch ihm zugefügt. Kein homo politicus, wie gesagt, aber dreieinhalb Jahrzehnte Schweiz haben nicht ausgereicht, den stalinistischen Albtraum aus seiner Seele zu vertreiben. Fast noch schlimmer ist für ihn jedoch, daß es Ungarn gewesen waren, die ihn gepeinigt hatten. Denn wie eh und je ist er, Schweizerpaß hin, Schweizerpaß her, ungarischer Patriot, und ein Ungar, der Schande über das Vaterland gebracht hat, tut gut, Micha aus dem Wege zu gehen. Indes ist er zugleich ein bewußterer Schweizer als viele gebürtige Eidgenossen. Dem Lande, das ihm Zuflucht bot und Schutz gewährt, ist er nicht bloß dankbar, er liebt und kennt es; kennt sogar seine verstecktesten und

entlegensten Schönheiten. Die zeigt er uns bei unseren Besuchen – ich hätte fast gesagt: voller Besitzerstolz –, und damit beginnt die Episode, auf die es mir ankommt. Auf dem Rückweg aus dem Jura, in den der Cicerone uns geführt hatte, näherten wir uns einer Stadt der dortigen Uhrenindustrie, schon stoppte uns die erste Ampel. »Hier Chómmunischdänn!« sagte Micha, auf das Ortschaftsschild deutend, mit so ernster Stimme, als könnten bewaffnete Horden uns im Nu den Weg verstellen. Kleine Pause, dann mit schiefem Lächeln zu mir hin: »Nid schlimm. Ume [nur] Schwyzär Chómmunischdänn.« So klar die Hauptsache zutagelegt, die Allgegenwart der früheren Bedrohung inmitten der jetzigen Sicherheit, das Lächeln habe ich erst viel später begriffen. Während seine Worte die Schweiz als Abrahams Schoß priesen, sagte es etwas ganz anderes: »Ganz hübsch und nett das alles hier. Aber das sollen Kommunisten sein? Viel zu harmlos, diese Schweizer, als daß sie Kommunisten zustandebrächten. Richtige Kommunisten, gefährliche Kommunisten, die gibt es nur in Ungarn!« Das ungefähr stand in seinem Gesicht für ein paar Sekunden, diese leise Verachtung für das Land, in dem man nicht einmal die Todfeinde zu fürchten brauchte. Und ist doch stolz darauf, in eben diesem Land zu leben! Stolz, daß er, der Arbeiter, es hier zu einem Wohlstand gebracht hat, von dem er daheim nicht einmal träumen durfte; so stolz auf sein Land, daß er es mir dringend als Zuflucht ans Herz legt, wenn ich auf irgend etwas schimpfe, das mir bei uns nicht paßt: »Loos! [Hör!] Chum du hier häre!« Er liebt das kleine Land, o ja, und

wieviel hat er nicht getan, um dazuzugehören. Wenn Not am Mann ist in seinem Städtli: er ist zur Stelle. Wenn abgestimmt wird – und wie oft nicht wird in der Schweiz abgestimmt –, er ist bei den dreißig oder auch nur zwanzig Prozent, die zur Urne gehen. In Vereinen ist er und bei der Feuerwehr, und seine Freunde hat er kaum noch unter den anderen Ungarnflüchtlingen, er hat sie unter Schweizern. Er hat aber auch einen abgegriffenen Stadtplan von Budapest, den er spätabends aus der Schublade holt, um mir – zum werweißwievielten Mal – zu zeigen, ›wo alles war‹. »Waischt, Búdapest isch schönschti Stadt vo der ganzen Wält.« Und »nur mit Mühe hielt er, indem er dies sagte, die Tränen zurück«. Die Krankheit werde verschwinden, »wenn sie erst in ein paar Jahren wirtschaftlich festen Fuß gefaßt haben«? Wie? Was? Ein Zerrissener, dieser liebe Mensch, satt im Glück sitzend und zu gleicher Zeit tief, tief »im Elend«.

So und nicht anders sieht eine unfreiwillige Auswanderung auch dann aus, wenn sie in eine geglückte Integration mündet. Niemand kann seine Vergangenheit abwerfen, auch nach einem halben Menschenleben in der neuen Welt ist ihre Prägung nicht geschwunden. Kein Unterschied also in der Sache, nur einer in den Reaktionen, wenn der Journalist Manfred Georg seine jüdischen Leser damals aufforderte, Deutschland schnellstens zu vergessen, der Theologe Paul Tillich aber vor Sehnsucht nach Deutschland sich verzehrte und fast ohnmächtig wurde, als er von Holland aus die Heimat sah, die ihm verschlossen war. Die gleiche Intensität der

Gefühlsbindung, wenn George Grosz in New York auffällig laut über Deutschland und die Deutschen schimpfte, und Oskar Maria Graf, gleichfalls in New York, sich noch nach einem Vierteljahrhundert vor der Landessprache verschloß, so daß er beim Einkaufen auf die Waren deuten mußte, weil er ihre Namen nicht kannte.

Der Schriftsteller freilich hatte einen ganz spezifischen Grund, sich dem Zufluchtslande zu verweigern. Seine ursprünglichste Heimat ist ja nicht ein Land, sondern eine Sprache – die, in der sein Unbewußtes frei assoziieren, in der es sich ergehen kann wie in einem Garten. Die Muttersprache. Wie Graf in New York gegen das Amerikanische, so hat sich Brecht in Svendborg gegen das Dänische versperrt, Arnold Zweig in Haifa gegen das Hebräische, und von Becher heißt es, er habe in Moskau sogar das Studium des reaktionären Gustav Freytag für wichtiger erklärt als das Erlernen des Russischen. Und haben sie nicht wirklich nur für »die daheim« geschrieben? Thomas Mann hat dies, dem Weltruhm zum Tort, ganz unumwunden schon im Dezember 1933 gesagt: »Im Grunde bin ich mir bewußt, daß meine Bücher nicht für Prag und New York, sondern für Deutsche geschrieben sind. Die Welt war immer nur ein Darüber hinaus, und ich sehe noch nicht, wie ich mit ihr allein auskommen soll.« René Schickele, bei dem von Weltruhm nicht die Rede sein konnte, der verkannt war (und ist) selbst im eigenen Sprachraum, Schickele hat – gleichfalls im Dezember 1933 – denselben schwarzen Gedanken mit der Deutlichkeit formuliert,

die seiner Lage entsprach: »Die Sprache ist ein besonderer Saft, viel mehr als Blut. [...] Wir sind keine Ärzte, die überall heilen, keine Kaufleute, die überall handeln, keine Leute, die hier und dort unterschlüpfen können. Wenn es Goebbels gelingt, unsere Namen von den deutschen Tafeln zu löschen, sind wir tot. Gespenster in der Diaspora, in der wasserarmen Provinz. Schon die nächste Generation wird nichts mehr von uns wissen.«

Hier scheiden sich Schicksal und Leidensform des Emigranten (was ja nichts anderes meint als: Auswanderer) von denen des Exilierten, gleichgültig ob verbannter Politiker oder Schriftsteller. Der jüdische Emigrant war ja meist, was man, verkürzend, »unpolitisch« nennt, nämlich politisch desinteressiert und passiv. Auf eine saloppe Formel gebracht, könnte man sagen, daß der »unpolitische« Jude von den Nazis schon zum Opfer erkoren war, lange bevor er noch zu ihrem Gegner wurde; wohingegen der politisch motivierte Exilierte schon Gegner der Nazis war, lange bevor er floh, um ihnen nicht zum Opfer zu fallen. Auch wenn sich der jüdische Flüchtling seelisch von Deutschland nicht lösen konnte; auch wenn es ihn hin und her riß zwischen dem Lande der Vergangenheit und dem der Gegenwart: spätestens der Völkermord an der europäischen Judenheit hatte seiner Flucht den Charakter des Endgültigen gegeben. Sie war selbst dann zur Auswanderung geworden, wenn ihm das Hineinwachsen in die neue Umgebung aus psychischen Gründen mißlang.

Politische Exilierte und die an die Sprache gebundenen Schriftsteller und Künstler jedoch sahen in Deutschland

nicht bloß das Land ihrer Herkunft, sondern ganz selbstverständlich auch das ihrer Zukunft. Weshalb, um zunächst bei den Schriftstellern zu bleiben, die meisten und jedenfalls fast alle von Rang zumindest den Dunstkreis der Muttersprache wieder aufgesucht haben, wenn nicht die Heimat selber, in der sie, sich unmerklich wandelnd, lebte und webte. Sogar Robert Neumann, einer der ganz wenigen, die den Sprung in die fremde Sprache gewagt und geschafft hatten, sogar der im Englischen erfolgreiche Robert Neumann hat diesen Rückweg angetreten. Gewiß, sein Wohnort war Locarno. Indes konnte sich oftmals die Reise sparen, wer ihn treffen wollte. Viel einfacher, sich in München mit ihm zu verabreden, in Frankfurt oder Hamburg, wo er Redaktionen besuchte, den Funk oder Verlage. Er lebte nicht in der Bundesrepublik, er nicht und Hermann Kesten nicht und Golo Mann nicht, und doch sind sie in ihr so präsent gewesen, als hätten sie ihren Wohnsitz mitten unter uns genommen.

Die Sprachheimat als *conditio sine qua non* der poetischen Existenz machte die endgültige Abkehr des Schriftstellers, seine Auswanderung auf Dauer, zu einer mehr als problematischen Sache. Oskar Maria Graf und Lion Feuchtwanger haben für ihre Entscheidung des Draußenbleibens denn auch einen hohen Zoll entrichtet. Was einstmals so glutvoll lebendig gewesen war infolge seiner Sprachgewalt – Grafs ins Menschheitliche überhöhte bayrische Provinz –, im Spätwerk aus den New Yorker fünfziger Jahren verblaßt es; ein Abziehbild fast nur noch statt eines Gemäldes aus leuchtenden

Farben. Und Feuchtwanger? So heftig er bestritten haben würde, daß seine Sprache im paradiesischen Pacific Palisades verkümmert, daß sie starr und museal geworden sei – das Unbehagen an der fremdsprachigen Umgebung hat er selber artikuliert. »Oft, wenn ich an Sie denke«, schrieb er im Sommer 1954 dem nach Zürich zurückgekehrten Thomas Mann, »beneide ich Sie darum, daß Sie in deutscher Umgebung leben. Ich habe jetzt zweiundzwanzig Jahre lang ununterbrochen französisch oder englisch um mich gehört, und manchmal sehne ich mich recht heftig nach einem Land, in dem man deutsch spricht.«

Genau so blieb Deutschland für den verbannten Politiker der existentielle Fixpunkt. Sein Heimweh galt natürlich auch – man hat es gesehen – der altvertrauten Umgebung, galt auch dem Gestern, ungleich stärker aber dem Morgen, und gerade deshalb fiel das Heute für ihn kaum ins Gewicht. Auszunehmen sind wiederum nur die Jungen und Allerjüngsten, die unbeschriebenen Blätter der Politik, Willy Brandt und Bruno Kreisky zum Beispiel, zwanzig respektive siebenundzwanzig Jahre alt bei ihrer Flucht. Wie sie in die neue Umgebung hineingewachsen sind; wie sie Unbekanntes und Fremdartiges seelisch angenommen und es sich anverwandelt; wie sie es für die politische Praxis ihres weiteren Lebens produktiv gemacht haben: das ist längst Teil unserer Geschichte.

Es ist aber alles andere als typisch für das Verhalten von exilierten Politikern. »Frankreich bedeutete für sie nur ein Versteck, aus dem heraus der Ablauf des [deut-

schen] Dramas gestört oder gar verwandelt werden konnte«, hat Elsbeth Weichmann mit Blick auf ihre sozialdemokratischen Freunde gesagt und damit die repräsentative Haltung des politisch Aktiven aller Lager und Richtungen auf den Begriff gebracht. Ob Frankreich oder die Tschechoslowakei, Dänemark, die Schweiz oder sonst ein an Deutschland grenzendes Land, die Frage aller Fragen lautete, wieviel es als politische Operationsbasis taugte. Erlauben sie unsere Zeitungen, und wie klar dürfen wir sprechen? Sehen ihre Polizisten weg, wenn unsere Kuriere über die grüne Grenze kommen? Verbieten sie uns die politische Arbeit bloß der Form halber oder meinen sie's ernst? Selbst die Gesinnungsgenossen im Gastland wurden primär auf diese Weise betrachtet – und instrumentalisiert.

So ist denn auch »das Land« die Leitidee des politisch Aktiven. Immer wieder taucht es als Schlüsselbegriff in den Dokumenten des politischen Exils auf. Wie man die »im Lande« zum Aushalten ermutigen, wie man ihnen Propagandamaterial, Flugblätter, Tarnschriften übermitteln und neue Instruktionen auseinandersetzen kann, darum kreist das Denken, und daß einer die Verbindung »ins Land hinein« vernachlässigt, gar gefährdet oder leichtfertig zerstört habe, ist bei denen außerhalb des Landes auch dann noch das Kardinalverbrechen, wenn das unaufhaltsame Fortschreiten der Zeit die Leitidee längst als idée fixe enttarnt hat.

Das bemerken aber nur andere. Der politisch Aktive nimmt es nicht wahr, außer für sehr kurze Zeit gleich am Anfang. Wilhelm Hoegner hat (nicht ganz ohne

Larmoyanz) beschrieben, wie es in ihm aussah, als die Nazis gesiegt hatten. Da war überflüssig geworden, wer sich insgeheim für unentbehrlich gehalten hatte. Kein Applaus mehr für den Volksvertreter, die Massen, die ihn gespendet hatten, jubelten dem Feinde zu. »Das ging schier über unsere Kraft«, resümiert Hoegner diese Umwertung aller Werte, und hatte bis dahin doch keineswegs zur Prominenz gehört. Von dem, was man ›die Süße der Macht‹ nennt, hatte er nur das kleine Bißchen zu schmecken bekommen, das für den sozialdemokratischen Hinterbänkler im Reichstag abfiel, den Hinterbänkler einer Oppositionspartei notabene. Doch selbst ihn hätte der Machtverlust fast aus dem Gleis geworfen. Wie lange solch realistische Einsicht beim politisch Aktiven währt? Gerade so lange, wie er erträgt, daß von jetzt an »der Tag vierundzwanzig unausgefüllte Stunden hat«. Nicht lang somit, wirklich nicht sonderlich lang, bis die lebensrettende Verdrängung einsetzt.

Weshalb es, von der politischen Borniertheit ganz abgesehen, auch in psychologischer Hinsicht so unglaublich dumm war, daß die KPD 1933 bloß von einem »strategischen Rückzug« sprach und strengstens bestrafte, wer das Wort »Niederlage« überhaupt nur in den Mund nahm. Mit der Nase hat sie ihre Leute auf das gestoßen, was die liebend gerne vergessen hätten! Denn es ist vor allem der politisch Aktive, der so geschäftig mit der Aktentasche durch Paris läuft, und sie ist gefüllt mit Broschüren und Protokollen, mit Beschlüssen und Artikeln, mit Entwürfen, Plänen, Flugblättern, mit immer neuen Dingen, die ohne Zweifel lebenswichtig

sind, aber nur für ihn. War es wirklich so, daß man daheim zuletzt hatte froh sein müssen, wenn einen auf der Straße niemand erkannte? Jetzt jedenfalls war man wieder wer, womöglich der alte. Einstmals Minister, noch immer Minister. »Ein hoher Beamter der [Weimarer] Republik«, so erzählt Heinrich Mann bei Besichtigung seines Zeitalters, »händigte mir seine Denkwürdigkeiten ein. ›Dies ist nun vom Standpunkt der Behörde«, sagte stolz der arme Verfolgte, Geduldete.« In Paris hat die groteske Szene sich abgespielt, und es wäre ein leichtes, ihren Hauptakteur mit Namen zu nennen: nur ein einziger Spitzenpolitiker hat schon in so frühen Exiljahren Memoiren vorgelegt. Dennoch fehlt dem Vorfall das Singuläre. Drastisch pointiert ist nur die Geste. Die Haltung, die sie ausdrückt, ist es nicht.

Übrigens konnte man von Glück reden, wenn sie – wie in diesem Falle – folgenlos blieb und keinen weiteren Schaden anrichtete. Heinrich Manns gestürzter Minister war wirklich nur ein »armer Geduldeter«, abhängig vom Wohlwollen des Pariser Präfekten, seines einstigen Kollegen, abhängig sogar vom Wohlwollen seiner Partei, zu deren engstem Führungszirkel er nicht gehörte, kurz, er hatte keinerlei Macht. Andere jedoch hatten noch einen Bodensatz von diesem Gift ins Exil gerettet, eben die Führer, die Vorstände, die Auslandsleitungen: in Gestalt der gleichfalls geretteten Parteikasse oder der Subsidien von anderswoher. Ein finsternes Kapitel. Je autoritärer die Denk- und Parteistrukturen, desto bössartiger der Umgang mit Untergebenen und Abhängigen.

Die charakterdeformierende Wirkung des Exils tritt hier besonders plastisch ans Licht, und es ist kein Zufall, daß sie den am meisten schockierte, der unvermittelt und unvorbereitet in ihr Gravitationsfeld geriet, den Illegalen von daheim. Der Mann, für den Solidarität keine Phrase war, sondern Voraussetzung des Überlebens; der Mann, der täglich den Kopf riskierte, der so vielfach berufene »Tote auf Urlaub«; der Mann, der überdies genau wußte, wie es »im Lande« aussah und also den Realitätsbezug derer draußen am besten ermessen konnte: kam er für ein paar Tage, um sie (und sich) zu informieren, so mußte er wegstecken, daß seine Meinung nichts galt und die Genossen drinnen auch nicht viel mehr. Diese Erkenntnis haben viele nach Deutschland mit zurückgenommen, und einer hat sie auch aufgeschrieben, Herbert Wehner, wo er von seinem Parisbesuch im April 1934 berichtet. »Was ich hatte erreichen wollen, war die sorgfältige Behandlung der Genossen im Lande selbst, waren zeitweilige Erholungsaufenthalte – verbunden mit Studienmöglichkeiten – im Auslande, war vor allem die wirkliche Achtung der Persönlichkeit dieser Genossen, eine Achtung, die nicht erst in Nachrufen zum Ausdruck gebracht werden sollte.« Indes stellte er fest, daß das Politbüro der KPD »der Kaderfrage im Lande mehr als gleichgültig gegenüberstand, weil es sich nur dafür interessierte, ob zur Durchführung bestimmter Aufgaben jeweils genügend Leute vorhanden seien«, und was ihn selbst anging, so wurde ihm »Frontgeist« vorgeworfen und »natürlich« die böse Absicht, »die Auslandsleitung abzuhängen und zu igno-

rieren«. Nicht einmal seinen Bericht hatten sie anfänglich hören wollen. Weil sie mit all diesen Fragen sowieso tagtäglich zu tun hätten. Als Zahlenmaterial für Erfolgsberichte mißbraucht, die Genossen drinnen; mit Unterstützungsentzug und Ausschluß bestraft, die Aufmuckenden draußen, weshalb dort »Heucheleien« grassierten und das »Kriechertum« wucherte: dies ist, was Wehner der KPD-»Führungsgarnitur« vorgeworfen, dies der Grund, weshalb er von ihrer »Gespensterherrschaft« gesprochen hat.

Richtig, nur in der Partei des real existierenden Stalinismus und nirgendwo sonst in der deutschen Emigration ist mit Menschen derart Schindluder getrieben worden. Nirgendwo sonst waren die Spitzenfunktionäre so machtgeil, nirgendwo sonst war rückgratlose Unterwerfung oberstes Parteigesetz, und nirgendwo sonst auch ist seine Verletzung so rücksichtslos und brutal geahndet worden. Was macht also den qualitativen Unterschied zu anderen Parteien und Gruppen aus? Das extreme Maß. Die Dimensionen. Denn auch anderwärts wurde zuweilen der Realismus des Illegalen als Defaitismus verschrien, auch in demokratisch verfaßten Parteien gab es die lebhaftige Neigung, dem Oppositionellen den Brotkorb höher zu hängen, gab es durch unkontrollierte Macht korrumpierte Funktionäre und katzbuckelnde Gefolgsleute, nur hielt sich's in viel engeren Grenzen. Im Prinzip jedoch demoralisiert das Exil ohne Rücksicht aufs Parteibuch, und insbesondere eines von Wehners Worten hat allgemeine Gültigkeit: »Gespensterherrschaft«.

Der exilierte Politiker lebt nicht nur weit vom Schuß und in (relativer) persönlicher Sicherheit, er lebt sehr oft auch in einer Wahnwelt, weitab von der Realität. »Sie erhalten sich frisch, indem sie schreiend und gestikulierend neben dem Leben herlaufen, als könnten sie doch noch gehört werden.« Käte Frankenthal hat dies gnadenlose Bild gezeichnet – und sich aus der aktiven Exilpolitik zurückgezogen, als sie bemerkte, wie sehr sie ihm zu gleichen begann. Gespensterherrschaft? Innerparteilich: ja. Sonst aber nur ein Gespensterdasein, und weil er dies voraussah, ist Carl von Ossietzky 1932 lieber in die Haftanstalt gegangen als ins Exil.

Man weiß, um welchen Preis. Aber wiegt die Ohnmacht, mit der der politische Exilierte für Freiheit und Unversehrtheit zahlt, wirklich so sehr viel weniger? Ist nicht auch erzwungene Untätigkeit eine Folter? Er bleibt am Leben, ja. Aber wie? Ganz unabhängig von individuellem Tun und Lassen, von Charakter und Talenten, ist der verbannte Politiker eine tragische Erscheinung. Das Gesetz des Handelns liegt bei seinem siegreichen Todfeind, nicht bei ihm, und das macht seine Hektik so nichtig, all seine Manifeste, Resolutionen und Kongresse, von denen außer seinesgleichen niemand Notiz nimmt. Schlimmer noch, seine umsichtigen und weitreichenden Zukunftsentwürfe sind trotz ihres Weitblicks und Scharfsinns auch bloß Makulatur, bestenfalls dazu bestimmt, irgendwann einmal von Historikern ausgegraben, untersucht, ediert und, wenn's sehr hoch kommt, begriffen zu werden, Erde zu Erde, Asche zu Asche, Dokument zu Dokument.

So bleibt dem Manne und der Frau, denen versagt ist, die Gegenwart zu verändern und der Zukunft die Weichen zu stellen, nicht viel mehr als die Vergangenheit, aus der sie kommen. Unbestreitbar ist sie ihre Legitimation. Weil sie Verlierer sind, und weil auf Niederlagen unvermeidlich die Entmutigung folgt, ist sie aber auch ihre Bürde, und wie in Geisterschlachten stehen die verfehlten Taten und verpaßten Chancen wieder auf. Kein Zweifel, daß darüber gestritten werden müßte, lange, intensiv und schonungslos gegen sich selbst. Denn dies ist des Verlierers schwächster Punkt, der einzige, an dem er wirklich verwundbar ist. Es war ja nicht vom Schicksal verhängt, daß der Mächtige zum Freiwild wurde. Er selber hat durch Entscheidungen und Unterlassungen daran mitgewirkt. An den Verbrechen seiner Feinde ist er wahrhaftig unschuldig – doch hat er nicht mit zu verantworten, daß sie sie begehen können? Man sollte meinen, es koste nicht viel, um diese Einsicht zu fassen. Nur Selbstkritik und das Quentchen Mut, das es braucht, um der Wahrheit die Ehre zu geben.

Doch dazu ist es kaum gekommen. Wohl wurde über alles und jedes gestritten, wurde die Vergangenheit durchgehechelt bis ins Kleinste, doch wenngleich von der Selbstkritik unentwegt die Rede war, so war von ihr keine Spur zu entdecken. Fast immer endeten die in ihrem Zeichen begonnenen Debatten mit dem Schuldspruch für andere. Nicht nur, daß die alten Fronten sich verhärteten, statt zu verschwinden, allerorten taten sich neue Gräben auf, entstanden neue Fraktionen, neue Gruppen und Grüppchen, neue Sekten. »Die politische Emi-

gration vermehrt sich durch Zellteilung.« Der Mann, der dieses Wort prägte, muß viel Galgenhumor besessen haben, wahrscheinlich aber auch historische Kenntnisse. Frühere Emigrationen haben sich jedenfalls um keinen Deut anders verhalten. »Nichts gelernt und nichts vergessen« hieß es von den Adligen, die vor der Französischen Revolution geflohen waren, und die ideologisch so ganz anders gefärbten deutschen Achtundvierziger haben ihr Scherflein in gleicher Münze beige-steuert: Man lese in ihrem Briefwechsel nach, was Marx und Engels von ihren exilierten Mitstreitern hielten und mit welch schmückenden Beinamen sie sie belegten.

»Nicht alles ist groß, was ein großer Mann tut«, heißt es bei Brecht. Ich meine damit: Die Gestalt des durch sein Leiden im Exil altruistisch gewordenen oder trotz seiner Misere altruistisch gebliebenen Menschen ist eine Wunschphantasie, und ihre Entsprechungen finden sich sehr viel öfter in schwachen Romanen, die das Exil thematisieren, als in dessen Realität. Freilich findet sich ihr Reflex auch in der blinden Verehrung mancher Nachgeborenen, der Kinder von anderen Vätern, wie sich versteht. Wem tun die aber einen Gefallen, wenn sie die mutmaßliche Emigrantendiffamierung ihrer Elternhäuser mitsamt ihrem ziemlich sicheren Antisemitismus einfach ins Gegenteil verkehren? Den Objekten ihres unverbindlichen Kultes gewiß nicht. Was ihnen mit diesem Weihrauch angetan wird, ist nur schändlich zu nennen. Wie die Klassiker entrückt man sie in die Sphäre erhabener Wirkungslosigkeit – und perpetuiert so die Ohnmacht, unter der sie gelitten haben. Um Nachsicht

hat Brecht die Nachwelt in seinem Jahrhundertgedicht gebeten, nicht um Anbetung. Will sagen, er zumindest hegte keine Illusionen über seine Befindlichkeit »unterm dänischen Strohdach«. Mit gutem Grund hat Feuchtwanger gleich neben die »Größe« des Exils seine »Erbärmlichkeit« gestellt, und Hermann Kesten hat ganz unsentimental in die gleiche Kerbe gehauen: »Zusammen mit Genies und Charakteren sind auch Schufte und Dilettanten ins Exil gegangen.« Es gilt für alle, auch wenn er nur von Schriftstellern und Künstlern sprach. Was stets Achtung gebietet, ist das »überdimensionierte Schicksal«, nicht von vornherein aber auch das Naturell und die Taten derer, die von ihm auf die Probe gestellt wurden. Wenn man, um den Faden wieder aufzunehmen, beispielsweise auch begreift und nachvollziehen kann, warum die politisch Motivierten sich der Fremde als einer existentiellen Erfahrung fast durchweg verweigerten, sonderlich klug wird man es dennoch kaum finden. Es war sogar schädlich, daß Redakteure der Exilpresse in Paris konsequent an der französischen Kultur vorbeilebten, und es war leichtfertig und sträflich, daß noch 1937 kein Funktionär der Pariser KPD-Auslandsleitung die Landessprache beherrschte und nur einer, Alexander Abusch, dies als Mangel empfand. Er wenigstens belegte einen Kurs an der Berlitz School, und die Begründung, mit der Walter Ulbricht dem zustimmte, ist fast noch aufschlußreicher als das Faktum selbst: »Einer von uns muß ja schließlich gut Französisch können.« Und die anderen, wenn sie mit der Fremdenpolizei zu tun bekamen? Kurzum, überall da, wo die

Fremde ihm etwas abverlangte, ist sie dem politischen Exilierten bloß lästig gewesen, und wenn sie gar verändernd in sein Leben und Denken einzugreifen drohte, hat er sich gegen sie abgeschottet, so gut das nur irgend ging.

Stets aus dem nämlichen Grund. Der Zukunft wegen, die er sich anders als in der Heimat nicht vorstellen wollte. Man lebe »mit dem Gesicht nach Deutschland«, hat der Sozialdemokrat Friedrich Stampfer geschrieben, und der Kommunist Brecht hat bekanntlich hinzugefügt, daß er »jede kleinste Veränderung jenseits der Grenzen« beobachte. Was sie alle trug, war das Bewußtsein, daß sie, die aus Deutschland Verjagten, das wahre, das eigentliche Deutschland verkörperten. Thomas Manns oben zitiertes Wort »Wo ich bin, ist Deutschland« ist nur der signifikanteste Beleg für diese Überzeugung, nicht der einzige, und gewiß drückt es ebensoviel Selbstbewußtsein aus wie Stolz. Dennoch sind derlei Bekundungen ambivalent. Allesamt stammen sie von Besiegten, und in erster Linie waren sie, wenngleich völlig unbewußt, dazu bestimmt, den Ausgestoßenen zu geben, was die am dringendsten brauchten: seelischen Halt und Widerstandskraft.

Das Leid des Exils bestand für den politisch Bewußten nur zum Teil aus der materiellen Misere seines Alltags und dem Paragraphendschungel der Asylländer. Er hatte gewichtigere Sorgen, auch wenn er es nicht immer wahrhaben wollte; der alleraufdringlichsten hat er sich zunächst sogar leicht zu entledigen gewußt. Denn daß die Diktatur daheim länger, viel länger am Ruder blieb

als angenommen, war doch wirklich ganz einfach zu erklären: Der Terror der Nazis hinderte die Freunde drinnen an der revolutionären Tat, einzig der Terror. Das Regime war morsch, daran bestand kein Zweifel, es schleppte sich mühsam von Krise zu Krise, trug Züge eines Sterbenden, alle Welt sah es, und daß es noch immer bestand, lag nur an der Brutalität der Machthaber, einer verschwindenden Minderheit, wie jedermann wußte. *Volk in Ketten* oder *Das stumme Deutschland redet* hießen die Broschüren und Bücher etwa, in denen das verkündet wurde, *Deutschland am Hakenkreuz* oder *Das deutsche Volk klagt an*. Es war an solchen Texten kein Mangel, auch nicht an Essays und Artikeln, die dasselbe beteuerten. Aufmerksam beobachtete man draußen, was drinnen vorging, wußte genau, was kleinste Veränderungen in Wahrheit bedeuteten, wurde nicht müde, es den anderen zu erklären und sich selbst, und wer von den Schicksalsgefährten skeptischer urteilte, wer von wishful thinking sprach statt von deutscher Staatskrise, der konnte sich auf allerlei gefaßt machen. Nicht weit war es von diesem zum nächsten Realitätsverlust, und nur Bescheidenheit hinderte daran, daß man sich seiner offen rühmte: Das politische Exil war der wichtigste Gegner der Diktatur. Es war ja auch etwas dran, ein Körnchen Wahrheit lag schon darin. »Einzig« statt »wichtigster« gesetzt, und es hätte beinahe gestimmt in den Jahren, da alle Welt gut Freund sein wollte mit Hitler. Indessen hat das Adjektiv nicht ausgewechselt, wer solchen Gedanken nachhing, und es ist ja auch begreiflich, warum er's nicht tat. Wie die Selbst-

stilisierung zum Repräsentanten des wahren und eigentlichen Deutschland war diese Selbstüberschätzung fürs Überleben in den finsternen Zeiten beinahe unentbehrlich, und so hat sie sogar der Realität widerstanden, die unhöflich genug war, sie roh und brutal ad absurdum zu führen. Man sollte aber nicht allzu sehr spotten, denn sie wurde von dem gestützt und genährt, was Kleist-Gestalten als »mein eignes, innerliches, mir nur allzu wohlbekanntes Gefühl« bezeichnen, und was Thomas Mann stellvertretend für alle konkretisiert hat, als er einbekannte, er »vertrage sehr schlecht die Unsicherheit der Zukunft, das improvisierte Leben und das Fehlen fester Grundlagen«. Da hat sich die Seele des »armen Verfolgten, Geduldeten« einen Ausgleich geschaffen, in Gestalt des aus der Selbstüberschätzung logisch zwingend abgeleiteten »mir nur allzu wohlbekannten Gefühls« allgegenwärtiger Bedrohung und allumfassender Verfolgung.

Es entlud sich zuerst im exilspezifischen Angst- und Albtraum. Man ist, wie Döblin ihn raffend beschreibt, »durch einen Zauber« auf deutschen Boden versetzt, »ich sehe Nazis, sie kommen auf mich zu, fragen mich aus«, vergebens sucht man zu entkommen und rennt, bis man endlich im Schweiß erwacht. Diese Überlieferungen sind Legion. Klaus Mann hat zu ihnen ebenso beigetragen wie Annette Kolb, Franz Theodor Csokor, Hilde Spiel und Bodo Uhse, wie Ludwig Marcuse, Ernst Josef Aufricht oder Gustav Regler. (Und was mögen wohl die Moskauer Emigranten in den Terrorjahren geträumt haben? Traten die NKWD-Männer in SS-

Uniform oder die SS-Leute in NKWD-Uniform auf?) Natürlich hat jeder seinen Albtraum ein wenig anders ausgestaltet, hat ihn mit Lebensgeschichtlichem, Sexuellem, Politischem individuell durchsetzt und gefärbt, aber das Grundmuster ist überall dasselbe, und es dominiert die privaten Elemente bei weitem. Identisch gleichfalls, daß die nächtliche Heimsuchung nicht auf die Zeit gleich nach der oft gefährlichen Flucht beschränkt blieb. Nicht zufällig hat Werfel sie sogar in Verse gefaßt – als ein immer wiederkehrendes quälendes Ereignis. Tatsächlich hielt sie sich derart hartnäckig über die Jahre, daß man nicht umhin kommt, von einem kollektiv erfahrenen Bedrohungssyndrom zu sprechen. Und von der nur zu solide gefügten Basis für eine kollektive Hysterie, erlebt und durchlitten von jenen, die sich zu Beginn des Zweiten Weltkrieges auf französischem Boden befanden. Allbekannt die Panik, die nach dem schnellen Zusammenbruch Frankreichs unter den Exilierten und Emigranten ausbrach, nicht minder geläufig ihre Ursache: der den Franzosen von den deutschen Siegern aufgezwungene Artikel 19 des Waffenstillstandsvertrags, mit dem das Asylrecht in Frankreich zumindest auf dem Papier aufgehoben wurde. Verständlich, daß danach jeder Flüchtling aus Deutschland sich vogelfrei wähnte, schon für die nächste Stunde Verhaftung und Auslieferung fürchtete und nur noch von einem Gedanken beherrscht war, dem an die Flucht. Das Ende aller Tage schien gekommen, und noch die erst nach Jahrzehnten entstandenen Autobiographien, noch diese Rückblicke aus großer Distanz sind so voll von der

atemraubenden Beklemmung jener Monate, daß das Gefühl des Gejagt- und Gehetztseins sich mit der Kraft eines Sogs auf den Leser überträgt. In der letzten Minute war man denen entkommen, die einem ans Leben wollten; als Letzter hatte man die rettende Brücke überquert, gleich danach wurde sie gesprengt; mit dem letzten Zug hatte man die Grenze passiert, mit dem letzten Schiff den Atlantik durchmessen – und so weiter.

Dieses Bedrohungsgefühl ist allemal ganz echt, doch wieviel sagt es über das Maß der Gefahr? Skepsis ist schon deshalb am Platze, weil die vielen Zeugnisse durchweg von Menschen stammen, die glücklich entkommen sind: trotz des Auslieferungsartikels im Waffenstillstandsvertrag; trotz vielfältiger Schikanen und Pressionen; trotz der schier endlosen Wartezeit auf Visa und Schiffsplätze. Tatsächlich sind in den entscheidenden Jahren 1940 und 1941 auch nur drei deutsche Flüchtlinge von den Franzosen nachweislich ausgeliefert worden. Noch gravierender, die Gestapo hat in dieser Zeit bloß diese drei Menschen haben wollen. Ansonsten blieb sie ausgerechnet in den anderthalb Jahren passiv, als die prominentesten ihrer potentiellen Opfer sich noch fast ausnahmslos in Frankreichs unbesetztem Teil aufhielten. Und nun erst die Franzosen, diese nach Emigrantenmeinung so willfährigen Helfershelfer der Nazis. Die Häfen streng überwacht, das stimmt. Aber es stimmt nicht minder, daß die Grenze nach Spanien stets durchlässig war. Nicht weniger als 50 000 Flüchtlinge aus aller Herren Länder haben sie vom Sommer 1940 bis zum Sommer 1942 meist ohne viel Mühe überwunden.

Das faschistoide Regime in Vichy hat den meisten die Ausreiseerlaubnis verweigert, das stimmt. Aber es stimmt nicht minder, daß es die Grenzwatchen trotzdem nicht verstärkt hat. Ganz lässig machten sie Routinedienst, die französischen Zöllner – was man übrigens wieder und wieder denselben Lebensgeschichten entnehmen kann, die von der letzten Brücke zu berichten wissen, vom letzten Zug und vom letzten Schiff.

Muß ich noch weiter ins Detail gehen? Es genügt, zu sagen, Erklärungsschwierigkeiten verursache weniger das Entkommen aus Frankreich als vielmehr die Massenpsychose der Flüchtlinge wegen des Entkommens. Alfred Döblin verließ Frankreich als einer der ersten schon kurz nach dem Waffenstillstand. Ihm billigt man selbstverständlich zu, daß er vom Glauben an seine akute Gefährdung durchdrungen war. Aber die meisten sind so früh ja noch gar nicht geflohen, nicht schon nach drei oder vier Wochen. Viel später erst verließen sie das besiegte Land, nach drei, vier Monaten vielleicht, nach einem halben oder einem ganzen Jahr, und auch die waren die Letzten noch lange nicht. Wie steht es mit dieser großen Masse von Entkommenen? Sie hätten doch unbedingt erkennen müssen, daß sie sich zu früh und zu sehr geängstigt hatten und daß keine Rede sein konnte vom Ende aller Tage.

Welch ein Verlust an Wahrnehmungsfähigkeit! Doch wir wissen ja, daß er Menschen widerfuhr, deren seelische Kräfte extrem strapaziert worden waren. Alle waren sie schon einmal geflohen, aus Deutschland die einen, die anderen aus Österreich oder der Tschecho-

slowakei, die Asylländer nicht erst gerechnet, die sie danach hatten durchziehen müssen. Immer waren sie die Verlierer gewesen, über Jahre hatten sie Grund gehabt, sich im Stich gelassen zu fühlen von den angeblichen Verbündeten im Westen – Kennwort: Appeasement –, vom vermeintlich besten Freund, dem im Osten, waren sie sogar ganz zynisch und schamlos verraten worden – Kennwort: Stalin-Hitler-Pakt –, und nun brach ihnen auch noch das Gastland sein Wort, der Niederlage die Schande hinzufügend. Unter diesen Auspizien ist es geschehen, daß panischer Schrecken blind machte für das reale Maß der Gefahr.

Das ist aber nicht alles. Die Menschen, die so sehr an der Heimat hingen, daß sie nach Jahren noch Berlin schrieben, wo sie Paris meinten; die also mitunter am helllichten Tage selig in jener Heimat weilten, welche sich im Dunkeln als Nachtmahr auf sie warf: ganz ungewollt hatte sich im Lauf der Jahre fast ihr gesamtes Seelenleben auf den Feind ausgerichtet. Und ebenso selbstverständlich, wie die Nazis im Zentrum des eigenen Denkens und Tuns standen, währte der Exilierte, daß er im Zentrum nazistischen Denkens und Tuns stehe. Wie denn auch nicht, da er doch ihr wichtigster Widerpart war. Diese Fixierung bildete den innersten Kern der Kollektivhysterie, sie war der Motor der Hektik, sie setzte Realitätssinn und nüchternes Urteilsvermögen außer Kraft, und ich bin versucht, zu sagen: Es war gut so.

Denn da der Feind zum Allerwichtigsten im eigenen Leben geworden war, wäre es von furchtbarer Wirkung

gewesen, wenn man erkannt hätte, daß es sich bei ihm ganz anders verhielt; daß man in seinem Denken durchaus nicht dominierte; daß er Wichtigeres und Dringlicheres zu tun hatte, als die günstige Gelegenheit zu nutzen und Rache an einem zu nehmen. Mit solcher Erkenntnis der eigenen Unerheblichkeit verglichen, war es geradezu heilsam, sich von Angst die Besinnung rauben, sich von Panik durchschütteln zu lassen.

In gewissen Bereichen ist ein Schrumpfen des Realitäts sinns also beinahe eine Grundkomponente in der Psyche des Exilierten, und in Extremsituationen wie der beschriebenen kann das seelische Überleben sogar davon abhängen, daß eine Flucht aus der Wirklichkeit glückt. Es gehört zur Komplexität der allgemeinen politischen wie der individuellen menschlichen Situation, daß diese unbewußten Vorgänge ursächlich mit einer ganz echten und sehr realen Gefährdung zusammenhängen, die sich dem Bewußtsein des Exilierten mit aller Macht aufdrängte. Schon nach ganz kurzer Zeit draußen konnte er sich nicht mehr darüber täuschen, wie wenig das Ausland an ihm und seinem Schicksal Anteil nahm. In der Autobiographie Eric Amblers, eines Mannes, der Emigranten nicht bloß unverbindlich wohlwollte, sondern sie ernstnahm, findet sich eine verallgemeinernde Bemerkung, die das Problem blitzhaft erhellt: »Emigranten mögen nicht immer die Wahrheit über ihre Heimatländer sagen, aber sie erzählen gerne von ihnen. Sie erzählen viel, und man muß nicht unbedingt auf das gesprochene Wort achten. Die Musik, die in der Sprache liegt, reicht manchmal völlig aus.«

Der Entkommene wollte aber nicht bloß erzählen. Er wollte überzeugen mit dem, was selbst ein Freund für nebensächlich erachtete: mit dem gesprochenen Wort wie mit dem geschriebenen. Mit der politischen Botschaft und Warnung, die er nach draußen mitbrachte, der dem Verhängnis Entronnene, als einziges Gastgeschenk an die Freiheit. Er, den die Katastrophe auch im Schlafe nicht losließ, stieß auf Unglauben statt auf Verständnis. Bundesgenossen hatte er vorzufinden erwartet, Zweifler traf er an und konnte von Glück reden, wenn sie die Höflichkeit wahrten. Und er wußte doch, daß er seinesgleichen vor sich hatte. War denn sein Schicksal nicht Beweis genug für die Wahrheit seiner Worte?

Offenbar nicht. In dieser Frage sind Exilierte wirklich kompetent, doch es ist ihr Fatum, daß sie just zu ihr nie gehört werden. Die Graeculi des Jahres 1453 hatten diese niederschmetternde Erfahrung genau so zu machen wie die Deutschen des Jahres 1933. Zugegeben, zuerst wirkten die Türkengreuel auf die Christenheit wie ein Schock. Sie war nicht weniger darüber empört wie ein paar Jahrhunderte später das sogenannte Weltgewissen über die Nazigreuel. Doch wie die Christenheit an die abgeschnittenen Köpfe auf Türkenspießen, so gewöhnte sich das Weltgewissen an die Totgeprügelten in Nazi-Lagern. Zumal die Berichte in den Zeitungen immer weiter nach hinten rückten und immer kleiner wurden – von Deutschland nichts Neues. (Beinahe hätte ich eben »Bosnien« geschrieben . . .) Und da es unentwegt weitergeht und aus Deutschland noch immer nur das an-

ödend Bekannte gemeldet wird, ergreifen die »Realpolitiker« das Wort. Die Flüchtlinge aus Byzanz waren so lange noch gar nicht in Venedig, da streckte die noble Signoria der Lagunenrepublik schon diplomatische Fühler zum Großtürken aus, der sich derweilen rüstete zum (erfolgreichen) Sprung aufs venezianische Morea im Süden Griechenlands. Das Londoner Foreign Office hatte noch gar nicht so vielen deutschen Exilierten die Einreise verweigert, da lieferten britische Kontore schon Ausrüstung für Flugzeuge und Metalle für Bomben, derweilen »er« sich rüstete, mit diesen Maschinen und Bomben britische Städte in Schutt und Asche zu legen. Tut doch alles nichts zur Sache. Schnell noch ein Vertrag, rasch noch ein Geschäft. Selbst wenn »er« ein Unmensch ist, so schlimm wird's schon nicht kommen, und außerdem, die Verhältnisse sind nun mal so. Vier Worte nur hat Heinrich Mann gebraucht, um solche Qualen zu bilanzieren: »Macht kennt nur Macht«. Überdies, Besiegte sind kein schöner Anblick. Unglücksboten sind sie und mit ihren düsteren Prognosen Ruhestörer. Eher haßt man den Überbringer der schlechten Nachricht, der schon mit seiner bloßen Existenz an die gemeinsame Gefahr erinnert, eher bekämpft man diesen Boten als den Feind. Er solle seine »Emigrantenpsychose« zügeln, rieten Franzosen, wenn Gustav Regler in den dreißiger Jahren vor Hitler warnte, vor seinen Freundschaftsbeteuerungen und Friedensschwüren. »Es sind Krokodilstränen, die er weint«, schrie ich. »On verra«, antwortete man mit einem gewissen Mitleid und rief den Kellner, um zu zahlen.«

Chinesen gilt als höchstes Lob, daß ein Mensch »Bitternis essen« kann. Das Maß an Bitternis, das den Exilierten bis 1939 zugemutet wurde, ist dadurch nicht erträglicher geworden, daß man ihnen die Mahlzeit in vielen Happen verabreichte, verteilt auf sechs lange Jahre. Gleich zu Anfang ein Verträglein, das der Kreml schloß, und eilends folgte auch Sankt Peter – zwei Nasenstüber schon zu der Zeit, als aus Deutschland täglich Neues kam. Die Saar sodann, wahrscheinlich unabwendbar, nur hatte auch niemand das Debakel abwenden wollen. Und als »er« rüstete, heimlich zuerst, dann immer unheimlicher; als »er« die Wehrpflicht einführte; ins entmilitarisierte Rheinland einmarschierte; in Spanien mitmischte, mit jedem Schritt Verträge brechend: da war die Antwort nur Papier und blieb Papier noch über Jahre – unnötig, Akt für Akt und Szene für Szene zu rekapitulieren, wie das zynische Schauspiel bis zum bekannten Finale ablief.

Zur Peripetie kam es erst, als »er« in Prag einmarschierte. »Sie begreifen jetzt, woran sie sind«, schrieb Leopold Schwarzschild, in jener Ära der einzige deutsche Publizist von europäischem Format. »Sie verstehen jetzt, mit wem sie es zu tun haben. Sie wissen jetzt, was sie erwartet. Es wird endlich durchschaut, bekannt, verkündet. Kein Versuch wird mehr gemacht, zu drehen, zu deuteln, zu widerreden, zu phantasieren. Es steht endlich vor allen und allen im Bewußtsein: diese Leute wollen alle und alles unterwerfen. [...] Sechs Jahre lang hat man sich bemüht, es begreiflich zu machen. Sechs Jahre lang verstanden die meisten es nicht, oder sie wehrten

sich gegen das aufdämmernde Verstehen. Man sagte es ihnen, als der Moloch noch schwach war, oder als er erst im Erstarken war. »Hütet Euch beizeiten«, sagte man. »Er sinnt und trachtet Tag und Nacht nichts anderes, als Euch allesamt, ohne Ausnahme, zu zertrampeln und zu knechten.« Pah, sagten sie, was uns das schon angeht. Was uns das schon angeht, was der sinnt und trachtet. «

Und so weiter. Es ist ein sehr langer Artikel, der großartigsten einer, die dieser begnadete Stilist schrieb, mit Sicherheit aber auch sein den Leser am meisten bedrückender und quälender. Das kommt vom Stilmittel des unablässigen Wiederholens (weshalb auch das Zitat, kurz, wie es notgedrungen sein muß, davon nur einen blassen Eindruck vermittelt); vom Zeitlupentempo, in dem Schwarzschild die Tragödie vorgeführt hat, die ausnahmslos allen seinen Lesern in jeder Einzelheit vertraut gewesen ist. Denn eben das war ja die Mahlzeit aus »Bitternis«, die man ihnen, über sechs Jahre verteilt, in kleinen Happen eingetrichtert hatte, und daß Schwarzschild sie noch einmal genau so »nachschnackte«, wie sie hatte geschluckt werden müssen; daß er dies sich nicht ersparte und den Lesern auch nicht: es indiziert die Dimensionen der Seelenqual, die sich nun endlich in einem grimmigen Triumphschrei entladen durfte: »Das ist zu Ende. Mit all der Skepsis und trotz all der Skepsis, die das Produkt von Jahren der Erfahrung ist, kann man diesmal getrost sagen, daß das jetzt für lange und vollkommen zu Ende ist.«

Schon wahr. Aber die Folgen dieser sechs seelisch kaum

mehr zu ertragenden Jahre blieben den vergeblichen Warnern. Die Mythengestalt Cassandra bezeugt, daß die Ohnmacht des Sehenden seit alters Menschenopfer gefordert hat (Brecht hat ein Kassandrastück geplant, und eines der letzten Bücher, die vor Hitlers Überfall aus Amsterdams Exilverlagen kamen, war ein Kassandraroman). Im Leben äußert sich prosaischer und brutaler, was der Dichter ins poetische Bild bannen kann. Unerklärliche Schmerzen in der Herzgegend, darüber haben viele geklagt, der Dichter Bruno Frank wie der Politiker Brüning. Menschen starben unvermutet in der Blüte ihres Lebens, und die Ärzte schrieben Angina pectoris auf den Totenschein, denn die kannten sie. Thomas Mann sprach vom »Herzasthma des Exils«, denn das kannte er.

Im Kriege jedoch veränderten sich auf groteske Weise die Fronten. Vordem hatte man von den ausländischen Verdrängern der Gefahr zuweilen hören können:

»What we need in Britain is another Hitler«, wir brauchen auch so einen Hitler in England. Da jetzt seine Bomben auf ihre Städte fielen, war er ihnen kein Bedürfnis mehr, sondern die Inkarnation des deutschen Volkscharakters. Nazis seit je, die Deutschen, Nazis, seit die Römer die ersten Germanen erblickt hatten, Nazis allesamt und ausnahmslos! Nazis insgeheim auch die Exilierten, die da töricht und verstockt behaupteten, es gebe denn doch gewisse Unterschiede zwischen Regime und Bevölkerung. Bei solchen Haßtiraden stand der proletarische ›Genosse‹ dem adligen ›Kapitalisten‹ in nichts nach. Worin denn, verdammt nochmal, der Un-

terschied bestehe zwischen Lord Vansittart und Ilja Ehrenburg? fragte ein wütender deutscher Sozialist in London einen kommunistischen Landsmann (dem die Parteisolche Wut strikt untersagte). Immerhin, der professorale Zyniker hatte eine Antwortparat: »Warum fragen Sie? Der Unterschied ist doch ganz klar: Vansittart schreibt englisch, Ehrenburg russisch.« Die Exilierten, die im Vorkriegswesten (und in der Sowjetunion des Pakts) als Antifaschisten suspekt gewesen waren, wurden nun allerorten als Deutsche verdächtig. Verkappte Helfer Hitlers, das war über sie in amerikanischen Zeitungen tatsächlich zu lesen während jener Jahre, als man in den gleichen Blättern darüber ratschlagte, ab welchem Alter deutsche Kinderköpfe vom Nazismus unheilbar durchseucht seien und somit unbrauchbar für alle Zeit: ab acht erst, oder schon ab sechs? War es der Mut von Don Quijote oder der von Winkelried, diesem Chorus zu widersprechen, gegen Rachepläne zu protestieren, gegen ein neues Versailles? Nicht alle haben's ja auch getan, aber die es auf sich nahmen, waren jetzt so ohnmächtig wie stets. Selbst in der Stunde des Sieges über den Todfeind erlitten sie eine Niederlage.

Und die nicht protestierten? Lassen wir jene beiseite, die sich dem Haß der Sieger aus Opportunismus oder Geltungssucht anschlossen (das Wort von den Nazi-Germanen stammte ursprünglich aus solchem Munde); von ihnen hat Hermann Kesten das Nötige gesagt, als er das unrühmliche Widerspiel der »Charaktere« erwähnte. Indes, auch manch geniale Begabung und mancher »Charakter« hat nicht protestiert gegen Vansittart, hat

geschwiegen zu Morgenthau, mancher hat verwegene Thesen aufgestellt oder der politischen Entmündigung der Deutschen zum Zwecke ihrer Erziehung das Wort geredet (als seien Völker erziehbar in kurzer Zeit und von Erziehern, die zum Teil nicht einmal sich selbst regieren konnten), und was derlei an utopischen Wolkenkuckucksheimen sonst noch war. Davon pflegt verlegen zu schweigen, wer ›das Exil‹ in toto auf einen Denkmalssockel stellt. Sind aber große Namen darunter gewesen, Schwarzschild zum Beispiel oder der von seinen Verehrern über die Wolken entrückte Thomas Mann. Unzweifelhaft war vieles dumm, wenn nicht bisweilen höchst ärgerlich, was zu diesem Punkte gesagt und geschrieben wurde, doch peinlich ist es nur für Anbeter; nur für Menschen, die, aus Gründen des eigenen Seelenhaushalts, eines Gottes bedürfen oder wenigstens einer als Kultgegenstand verwendbaren Gemeinschaft von Heiligen sonder Fehl und Tadel.

Warum nicht darüber sprechen? Es gehört gleichfalls zur Psychologie dessen, der »im Elend« ist. Nur daß er hier nicht an der Fremde leidet, sondern noch tiefer und schmerzlicher an der Heimat. Auch das war eine der schleichenden Krankheiten des Exils, sie kam leise, versteckte sich tief in der Seele und ließ sich viel Zeit, bis sie an den Lebensnerv griff. Seine gesamte Widerstandskraft zieht der Exilierte aus dem Glauben, daß sein Volk die Diktatur haßt, wie er selbst es tut. Daheim sind sie meinesgleichen: auf dieser Überzeugung gründet nicht nur seine Existenz als sittliches Wesen (weil er anders zum Paria würde unter den Völkern); auch seine politi-

sche *raison d'être* hängt einzig von ihr ab. Wodurch sonst wäre er legitimiert, sich den Repräsentanten des wahren und eigentlichen Deutschland zu nennen; wodurch sonst befugt, das Ausland vor Hitler zu warnen? Daheim sind sie meinesgleichen: diese Überzeugung muß er verteidigen, und er tut es, bis ihn die Tatsachen zu Boden werfen. Dies ist seine größte Tragödie: daß die eigenen Leute ihn Lügen strafen vor aller Welt.

Manche haben die Fakten bis zum buchstäblich letzten Augenblick geleugnet, vor allem jene, die stets von den morschen Stützen der Diktatur gesprochen hatten. Opfer ihrer Illusionen und Gefangene ihrer eigenen Propaganda, haben sie noch im August 1944 von Massenstreiks fabuliert, von politischen Unruhen, die da irgendwo in Deutschland ausgebrochen sein sollten. Andere waren nicht so hartnäckig blind. Sie hatten bemerkt, daß die Stützen ihnen weggebrochen waren, alles, was aus Deutschland herausdrang, belegte es. Da waren die Treueschwüre der Intellektuellen für den, den auch diese Kollegen und Freunde von einst den »Führer« nannten. Da waren die berauschten Massen, wenn der Mann sprach. Da war die mustergültige Disziplin im Krieg (und wie oft nicht hatte man sich und der Welt versichert: »Wartet nur, wenn er Krieg macht und sie haben erst Gewehre in der Hand, dann steht das Volk auf, dann bricht der Sturm los!«); denn kämpften sie nicht noch genau so zäh und verbissen im Angesicht der Niederlage wie in den Siegestagen des Anfangs? Hielten sie nicht durch bis zum bitteren Ende? Waren nicht sie es, die angeblich Unterdrückten, die die

Unterdrückung barbarisch und lustvoll nach außen kehrten?

»Ein Volk, das sich auf die andren Völker wirft, um sie auszurotten, ist das noch unser Volk?« So fragte voller Entsetzen Anna Seghers schon 1941, und in den folgenden Jahren hat sie zu Morgenthau geschwiegen und zu Ehrenburg und zu was sonst allem, sie, die diesem Volk noch 1939 mit dem *Siebten Kreuz* eines der ergreifendsten Leumundszeugnisse ausgestellt hat, das die deutsche Literatur kennt. Und wie war Thomas Mann noch im September 1941 dem Prinzen Bernhard zu Lippe-Biesterfeld über den Mund gefahren, dem deutschen Ehemann der niederländischen Thronfolgerin, als diese Durchlauchtigste Königliche Hoheit das Tischtuch zerschnitten hatte zwischen sich und dem Lande seiner Herkunft. Eine Polemik, die sich gewaschen hatte, dieser Offene Brief. Und desgleichen eine Polemik, der Offene Brief, mit dem Thomas Mann vier Jahre später Walter von Molos Aufforderung ablehnte, unverzüglich nach Deutschland zurückzukehren, eine Polemik in entgegengesetzter Richtung allerdings. Nebeneinandergestellt, belegen beide Dokumente, wie schwierig das Verhältnis zu denen »im Lande« geworden war, nicht ohne deren Zutun, wie sich versteht. Diesen Kausalnexus sehen, heißt nicht, alles akzeptieren, was heftig bewegte Emotion dem Papier anvertraut hatte, wie umgekehrt die Kritik an schiefen Urteilen und gereizten Tönen das Verständnis für die Lage nicht mindert, die solche Urteile und Töne hervorgebracht hat. Schließlich war etwas passiert seit der Zurechtweisung des

hochfahrenden Prinzgemahls, und wenn Thomas Mann gestand, ihn »fremdele« vor seinem Volk und er scheue manches Wiedersehen, so sprach er zugleich vom »Herzasthma des Exils«, und jeder Terminus erhellt den anderen.

Keine Rede davon, daß der Brief in Deutschland so verstanden worden wäre. Vielmehr bezeugen die Reaktionen, daß das Leiden des Exilierten an der Heimat nach dem Ende der Diktatur erst richtig begann. Nicht nur, daß der draußen den Freund in der Heimat, der Daheimgebliebene den in der Fremde nicht mehr verstand. Das war das geringste Übel, zumal auch der Gläubigste draußen sich nicht mehr verhehlen konnte, wie verschwindend wenig Freunde ihm drinnen noch geblieben waren. Unerträglich bis zum Ekel dagegen, daß die Mitläufer schon wieder das große Wort führten und daß es drinnen urplötzlich gewesen sein sollte, wie man draußen geträumt hatte: alle Deutschen im Widerstand, und jeder hatte mindestens einen Juden gerettet. »Manchmal«, kommentierte der Rückkehrer Alfred Döblin, »schaudert's mich, manchmal muß ich wegblicken und bin bitter. Dann sehe ich ihr Elend und sehe, sie haben noch nicht erfahren, was sie erfahren haben. Es ist schwer. Ich möchte helfen.«

In den Augen der Hilfsbedürftigen war der Exilierte dazu aber nicht ganz der rechte Mann, denn er hatte ja getan, nicht wahr, was ein rechter Mann unter keinen Umständen tat, hatte das Vaterland im Stich gelassen, als dessen Not am größten war. Das erfuhr er jetzt ganz ohne Umschweife im Westen Deutschlands. Im Osten

erfuhr er gar nichts, es sei denn, er hätte als buchenswert vermerkt, was einige gleich ihm Zurückgekehrte behaupteten: daß der Faschismus ausgerottet worden sei. In kürzester Zeit und mit Stumpf und Stiel. Gewisse Zweifel scheinen geblieben zu sein, kurios genug selbst bei solchen, die auf den Unterschied zwischen Diktatur und Bevölkerung stets Wert gelegt hatten.

Brecht beispielsweise. Was hatte er als Fürsprecher der Unterdrückten nicht alles geschrieben und unterschrieben. Ganz selten nur war er, an Fritz Kortners Küchentisch, ein wenig ungeduldig geworden, und weil es gar so lange dauerte mit der Revolution, hatte er auf die Knechtsseligkeit der Deutschen geschimpft. Nicht oft. Nicht laut. Man wüßte gar nichts davon, hätte nicht Kortner darüber berichtet. Doch was notiert der Stückereschreiber im Juli 1954, rund fünf Jahre nach der Heimkehr, ins *Arbeitsjournal*? »Das Land ist immer noch unheimlich. Neulich, als ich mit jungen Leuten aus der Dramaturgie nach Buckow fuhr, saß ich abends im Pavillon, während sie in ihren Zimmern arbeiteten oder sich unterhielten. Vor zehn Jahren, fiel mir plötzlich ein, hätten alle drei, was immer sie von mir gelesen hätten, mich, wäre ich unter sie gefallen, schnurstracks der Gestapo übergeben . . .« Mit Stumpf und Stiel, drüben.

Und hüben: die draußen als verkappte Helfer Hitlers beargwöhnt und beschimpft worden waren, und natürlich auch die schneller sehend Gewordenen – kurz: die gesamte Emigration – wurden nun drinnen des Landesverrats geziehen. Man brauchte es gar nicht mal auszusprechen, um landauf, landab verstanden zu werden.

Andeutungen genügten. »Was haben Sie zwölf Jahre lang draußen gemacht?« Nun erst, da mit solch hämischen Fragen – nicht des Franz Josef Strauß allein, auch seiner vielen Freunde – der Wahlkampf geführt und gewonnen werden konnte, nun erst war der Exilierte wirklich heimatlos. Was die Nazis ihm nicht hatten nehmen können, seine Identität als Deutscher, jetzt wurde sie angezweifelt, bestritten, geleugnet aus der Mitte derer, für die er zu sprechen, die er verteidigen zu müssen, für die er gelitten zu haben glaubte. Mag man immerhin einwenden, die Schlamm Schlacht habe doch nur einem Manne gegolten. Sie hat ihn aber zur Symbolfigur des politischen Exils gemacht, dem an seinem Beispiel demonstriert wurde, wofür es galt und gehalten wurde. Die bittere Prophetie von Alfred Polgars Aphorismus zum Emigrantenschicksal schien sich an Willy Brandt zu erfüllen: »Die Fremde ist nicht Heimat geworden. Aber die Heimat Fremde.«

Wer verstünde danach nicht die Vorsicht derer, die der Versuchung zur Rückkehr widerstanden? Und wäre ein Heimgekehrter zu tadeln, der damals den Schluß zog, er habe das Meer gepflügt? Hat er nicht erfahren, daß die »im Lande« nicht seinesgleichen gewesen waren? Hatten sie ihn nicht verhöhnt und gehaßt, weil er besser von ihnen gedacht hatte, als sie waren? Das sind keine rhetorischen Fragen. Für beinahe zwei Jahrzehnte war es ratsam, in und vor der Bundesrepublik die Lebensspanne Exil zu verheimlichen. Erst der Wechsel der Generationen hat daran etwas geändert, der Prozeß des Alterns und Sterbens, die Biologie. Die Kinder von Mit-

läufern und Mittätern sahen im Exilierten den Schuldlosen. In ihren Augen hatte er die Last der Geschichte auf sich genommen, der sich ihre Väter und Großväter verweigert hatten. Dergestalt hatte er sie mit ihrer Identität als Deutsche versöhnt, gerade weil sie die Identität ihrer Elternhäuser verwarfen, und auch diesmal war Willy Brandt das Symbol. Der Kanzler Brandt hatte über Hitler gesiegt. Nicht mit einem Fackelzug in Melbourne. Nicht mit einem Hausbau in Santa Monica. Mit der Mehrheit der Stimmen in der Bundesrepublik Deutschland.

Ende gut, alles gut? Das Tabu ist gebrochen, und niemand kann es wieder herbeizaubern, soviel ist richtig. Da nun aber die Reintegration, wenngleich mit großer Verspätung, so doch bereits seit geraumer Zeit erfolgt ist, darf man aus dem Abstand eines Dezenniums gestrost auch ein paar Gedanken an die Umstände wenden, unter denen sich der Bewußtseinswandel vollzogen hat, hier und dort, an manchem Ort. Fragen wir, was den emphatischen Antifaschismus der Achtundsechziger-Generation ausgelöst, wie weit er getragen und wohin er in puncto Exil und Emigration geführt hat. War das politische Movens stets echt? Wer dieser Generation nicht angehört, sie aber als in einem antifaschistischen Elternhaus aufgewachsener Älterer so freundlich wie aufmerksam beobachtete, hat da mitunter Zweifel. Vielfach, so denkt er, sei das Politische nur ein Vorwand für Auseinandersetzungen ganz anderer Art gewesen. Ein höchst bequemer Vorwand, der es erlaubte, das Eigentliche unerörtert zu lassen, ein nicht ganz fairer Vor-

wand zudem, denn nicht wahr, die braune Vergangenheit war ja der wunde Punkt und damit das am leichtesten Angreifbare im Leben der Altvorderen.

Und wer hätte sich besser zum Ersatzvater geeignet als der Exilierte; somit auch zur Rationalisierung des postpubertären Rivalitäts- und Abnabelungsprozesses! War es so? Gar überall? Ich werde mich hüten, die zweite Frage zu bejahen. Kann man aber die erste einfach abweisen? Daß ein irrationales und gänzlich sachfremdes Moment im Spiel sei, darauf hat der Historiker Hans Georg Lehmann schon in den siebziger Jahren hingewiesen, just im Kontext der Achtundsechziger, von denen er schrieb, sie betrieben einen »regelrechten Emigrantenkult: die Verherrlichung des Exils und die unkritische Rezeption seiner Ideen.«

Touché! Und was für die Behandlung des Exilierten durch die antifaschistischen Nachkommen faschistischer Vorfahren, das gilt nolens volens für die des Juden durch die philosemitischen Sprößlinge antisemitischer Eltern. »Das Land ist immer noch unheimlich.« Als Kultfiguren hat man den Exilierten und den Juden just so in einen luftleeren Raum gestellt wie einst, nur mit veränderten Vorzeichen. Gestern vogelfreier Untermensch – heute unberührbarer Übermensch. Und so entledigt man sich ihrer bequeme Weise und ohne wirkliche Teilnahme – durch ein Lippenbekenntnis? Ich will nicht vorschnell verallgemeinern, will aber auch die Gründe für meine Skepsis nicht verhehlen. Da ist einerseits die zunehmende Tendenz, dunkle Flecken der Exilgeschichte zu tabuisieren und ihre schwarzen oder

bräunlichen Schafe großzügig zu exkulpieren (denn nun, da man selber Kinder hat, sieht man viele Dinge anders, vor allem aber die Väter in einem milderen Lichte); da ist anderseits die blindwütig wüste Demolierung der beliebtesten Ersatzväter (als habe man früher nie etwas von der Rolle vernommen, welche in Brechts Seelenhaushalt die Sowjetunion spielte). Der Ersatzvater nur anders, aber nicht besser als der leibliche? Auch er kein Gott? Auch er nur ein Mensch? Welche Neuigkeit . . .

Im Dezember 1837 protestierten Professoren der Universität Göttingen gegen einen Verfassungsbruch, begangen von ihrem königlichen Landesherrn. Diese »Göttinger Sieben«, unter ihnen die Brüder Wilhelm und Jacob Grimm, wurden unverzüglich aus der Universität geworfen, drei von ihnen zusätzlich mit Ausweisung innert drei Tagen »bestraft« – heute würde man sagen: sie mußten Hals über Kopf ins Exil. Zu den Ausgewiesenen gehörte Jacob Grimm, und was ihm nach Verlassen des Königreichs Hannover auf kurhessischem Boden widerfuhr, hat er mit einem knappen Satz berichtet: »Gib dem Herrn die Hand, er ist ein Flüchtling«, sagte eine Großmutter zu ihrem Enkel, als ich am 16. Dezember die Grenze überschritten hatte.« Von den politischen Meinungen und Taten des Professors Jacob Grimm wird die alte Bauersfrau kaum etwas gewußt haben, und ganz sicher hat sie Leitbilder weder gesucht noch gebraucht. Um Grimm zu ehren, genügte ihr, daß er ein Flüchtling war, ein Mensch »im Elend«.

Abgeschlossen am 12. August 1992, vor Rostock und dem Versuch von großen Teilen der politischen Klasse, die neuerliche Terrorwelle zur Abschaffung der Asylrechtsgarantie von Artikel 16,2 des Grundgesetzes zu instrumentalisieren.

Alle Rechte vorbehalten
© Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 1992
Satz und Druck Richard Wenzel, Goldbach bei Aschaffenburg
Bindearbeit Großbuchbinderei Monheim GmbH, Monheim
Printed in Germany 1992
ISBN 3 7632 4120 5